

DIE WELTWOCHEN



Der Unbeugsame

Wie Vladimir Petkovic in einem verrückten Geschäft sich selber bleibt.

Von Roger Köppel und Roman Zeller

Gern liess Bern sich blenden

Franz A. Zölchs Aufstieg und tiefer Fall. *Von Urs Paul Engeler*

Boris Johnsons Kunst der Verführung

Was die Schweiz vom britischen Premier lernen könnte.

Von Pierre Heumann

4 194407 006904 10

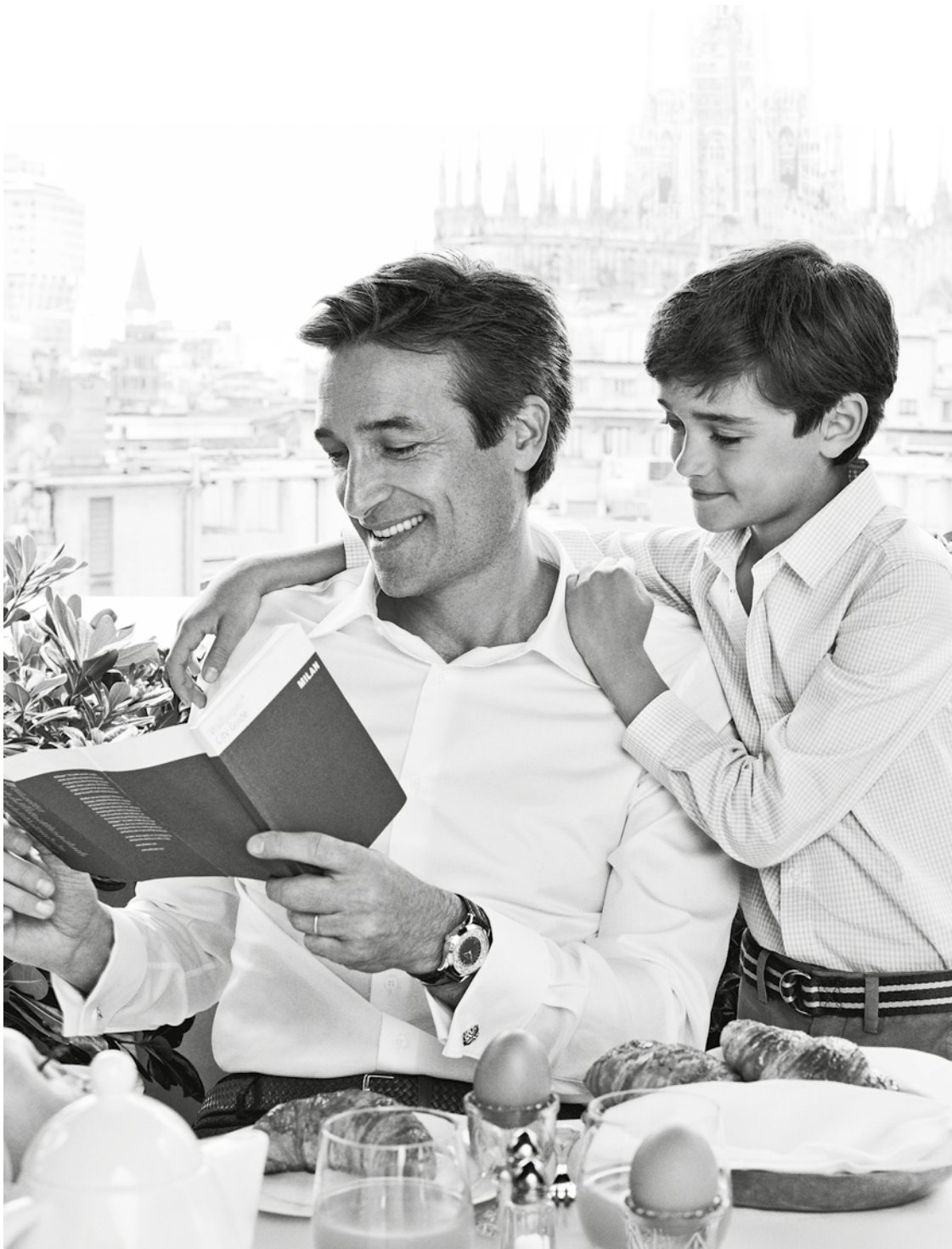
Gender-Schlaumeier
Pia Reinacher über
Frauenförderer im
Literaturbetrieb



PATEK PHILIPPE

GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.

MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

WELTZEITUHR REF. 5230R



Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8953 **Dietikon**, Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 11
Preis CHF 931'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 506'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'130'500.-, Bezug ab Sommer 2021
www.calmacasa.ch




3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.leuberg.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, Aline Zorilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

Stand Februar 2020



Gastrecht für Osama Bin Laden: Urs Gehriger (l.) mit Talibangründer Mullah Abdul Salam Zaeef.

Die Amerikaner setzen einen Schlusstrich unter den längsten Krieg ihrer Geschichte. In einem Abkommen mit den radikalislamischen Taliban einigten sie sich letzten Samstag auf einen Rückzug sämtlicher US-Truppen aus Afghanistan. Eine Hundertschaft der unbesiegbaren Partisanen reiste zum Akt nach Katar. Urs Gehriger und Sami Yousafzai, die 2006 von Taliban entführt worden waren, mischten sich unter den Triumphzug der Gotteskrieger. Werden die Islamisten nun Mädchenschulen eröffnen? «Aber natürlich», versicherte ein Gründer der Kriegerkaste, die einst Osama Bin Laden Gastrecht gewährte. **Seite 48**

Bei Ausbruch der Spanischen Grippe im Sommer 1918 reagierten die Bundesbehörden zuerst mit beruhigenden Zirkularen: Die Seuche habe einen «ziemlich gutartigen Charakter», es sei mit «keinen Komplikationen der Luftwege» zu rechnen. Es kam leider anders. Allein in der Schweiz waren zwei Millionen Erkrankte und fast 25 000 Todesopfer zu beklagen. *Weltwoche*-Redaktor und Medizinhistoriker Christoph Mörgeli zeigt, wie die Wucht dieser Grippe damals die zivilen und militärischen Verantwortungsträger heillos überfordern musste. Im Gegensatz zu damals gibt es bei der harmloseren Corona-Krankheit wirksame Heilmittel bei bakteriellen Sekundärinfektionen. **Seite 22–24**

Es waren turbulente Jahre, die Vladimir Petkovic als Schweizer Fussballnationaltrainer durchlebte: Als hochdekoriertes Cupsieger mit Lazio Rom 2014 verpflichtet, führte er die Nati bisher an jede EM- und WM-Endrunde. Die

kürzliche Europameisterschafts-Qualifikation machte den 56-Jährigen zum erfolgreichsten Nationaltrainer aller Zeiten. Trotzdem stehen ihm die Medien freudlos gegenüber: Seit der Doppeladler-Affäre 2018 wird er anhaltend kritisiert, weshalb er zu Medien Distanz hält. In Ascona öffnet sich Petkovic und zeigt im Gespräch, dass hinter seinem Abwehrpanzer mehr steckt als bisher angenommen. **Seite 32**



Der desolate Zustand der CDU: Kohl-Berater Joachim Bitterlich.

Er hat zur Weltlage viel zu sagen – und auch einiges auf dem Herzen: Joachim Bitterlich war Helmut Kohls engster Berater und galt als «Nebenaussenminister». Als ehemaliger Diplomat hält er sich zurück. Der desolate Zustand der CDU, die AfD-Posse in Thüringen und die *incertitudes allemandes* als Gefahr für Europa veranlassten den in Paris lebenden Bitterlich, Jürg Altwegg ein Interview zu gewähren – in dem er mit origineller Kritik und auch ein paar Seitenhieben nicht zurückhält. **Seite 46**

Bisher von der deutschsprachigen Presse unentdeckt, lehrt in Genf ein chinesischer Philosoph, der frische Blicke auf China eröffnet. Lanxin Xiang stellt Ideen vor, wie die Grossmacht den Weg der Demokratie beschreiten könnte. «Es geht mir nicht um eine Nachahmung des westlichen Modells», sagt Xiang. Dem Absolventen der Johns Hopkins School of Advanced International Studies schwebt eine «beratende Demokratie» vor. Die Chinesen könnten von der direkten Demokratie der Schweiz lernen. **Seite 42**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Jasmin Karim (*Bildredaktion*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber
Finanzen und Personal: Bich-Tien Ton Köppel (*Leitung*)

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarkung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



«Unbelievable!»: Yes-Keyboarder Moraz. Seite 56



Drei Sekunden: Bond-Girl Ana de Armas. Seite 50



«Wir brauchen eine innerparteiliche Demokratie.»

Professor Lanxin Xiang: Seite 42

Titelgeschichte

- 32 **Nationaltrainer Vladimir Petkovic**
«Ehrlichkeit ist alles»

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentare**
Politiker, die tun, als ob sie was tun
- 10 **Nationalbank Spielraum kaufen**
- 11 **Eilmeldung**
Erdogan der Schreckliche
- 12 **Brennpunkt**
Export-Wachstumsmaschine
- 13 **Porträt der Woche**
- 14 **Kopf der Woche**
Vorbild Boris Johnson
- 18 **Mörgeli Volksferner Superdemokrat**
- 18 **Bodenmann**
Berset erwischt SVP auf falschem Fuss
- 19 **Medien Eine bizarre Geschichte**
- 19 **Die Deutschen Wo ist Mutti?**

Inland

- 22 **Bundesrat**
Operation «besondere Lage»
- 26 **Franz A. Zölch**
Tout Berne liess sich gerne blenden
- 30 **Justiz**
Bundesgericht hebt Parlament aus
- 31 **Brief aus den Bergen**
Freizügiger Wolf
- 40 **Rahmenabkommen**
Ende der Schweizer Erfolgsgeschichte

Ausland

- 14 **Carrie Symonds**
Luftschlösser
- 42 **Xiangs radikale Ideen** Der Genfer
Professor und Philosoph Lanxin Xiang
- 45 **Kamer** Was die US-Demokraten tun
müssten, um Trump zu besiegen
- 46 **Joachim Bitterlich**
Der Niedergang Europas
- 48 **Triumph der Taliban**
18 Jahre Krieg mit den USA
- 49 **Inside Washington**
Gesundheit ist Trumpf

Wirtschaft & Wissenschaft

- 24 **Wie ein Funke im Pulverfass**
Spanische Grippe vs. Coronavirus
- 38 **Schau vorwärts, nicht zurück**
Sika-Präsident Paul Hälg
- 54 **Debatten**
Ewig lockt der Weltenbrand

Kultur & Gesellschaft

- 50 **Ikone der Woche**
Ana de Armas
- 52 **Literatur**
Warum Feuilletonisten Frauen loben
- 56 **Patrick Moraz**
Sturz vom Skateboard, Aufstieg am
Keyboard
- 58 **Heinrich Heine**
Lage der Nation
- 59 **Gewinner und Verlierer**
Flüssiger Granit

Rubriken

- 9 **Im Auge** Gay Courter
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf 1** «Buddha» Scheidegger
- 20 **Darf man das?**
- 20 **Leserbriefe**
- 21 **Fragen Sie Dr. M.**
- 28 **Die Bibel** Polit-Schlange
- 39 **Nachruf 2** Jack Welch
- 57 **Jazz** Joachim Kühn & Mateusz
Smoczyński
- 60 **Kino** Flatternder Kolibri
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Körzis** Hollywood
Bulle im Filmzirkus
- 62 **Thiel** Seuchenherde
- 62 **Namen** Strube Zeiten
- 62 **Fast verliebt** Frauenliebe
- 63 **Unten durch** Gazelle
- 64 **Wein** Weingut Birgit Braunstein
- 64 **Salz & Pfeffer** Contra, New York
- 65 **Auto** Audi S4 Avant Quattro
- 66 **Tamaras Welt**
Frauen und ihr Geburtsmakel

Wie lange noch?

Jedes Jahr wandert eine Stadt Biel in die Schweiz ein. Netto. Die Zuwanderung ist zu ihrem eigenen Schneeballsystem geworden. Von Roger Köppel

Und wieder einmal droht die Schlacht der Schlachten. Die Lager gehen in Stellung. Die Manöver laufen. Nicht einmal das Coronavirus konnte die Zuspitzung aufhalten. Ohne Rücksicht auf Verluste und Ansteckungen ziehen die Parlamentarier ihre Frühlingssession durch. Sie steht im Zeichen der Volksabstimmung vom 17. Mai. Dannzumal sollen Volk und Stände Stellung nehmen zur Begrenzungsinitiative der SVP. Das Vorhaben will, wie der Name sagt, die Zuwanderung aus der EU in die Schweiz begrenzen. Alle anderen Parteien, der Bundesrat, die Kirchen, die meisten Zeitungen, Verbände, Kulturschaffenden, Fernsehstationen sind dagegen. Die Ausgangslage wirkt nicht gänzlich unvertraut.

Und die SVP? Sie wird gerade etwas unterschätzt. Die Wahlverluste vom letzten Herbst haben die Gegner und die mit ihnen innig verbundenen Journalisten euphorisiert. Man lächelt und witzelt über die Partei, die immer noch mit Abstand die grösste des Landes geblieben ist. In den Ab- und Hohnsängeln schwingen Ängste mit. Tief sitzt den SVP-Gegnern der Schock der letzten grossen Zuwanderungsabstimmung vom Februar 2014 in den Knochen. Damals wurde schon einmal eine übermütige und in den Medien übervertretene Minderheit, die sich für die Mehrheit hielt, kollektiv auf dem falschen Fuss erwischt. Gegen fast alle Prognosen und Hochrechnungen sagten die meisten Stimmbürger und Kantone nein zur Masseneinwanderung in die Schweiz. Das soll diesmal mit allen Mitteln verhindert werden.

Ob es gelingt? Die Umfragen und Voraussagen geben den SVP-Gegnern Oberwasser. Die Initiative werde abgelehnt, sogar deutlich, heisst es. Ungeachtet dessen fahren die Migrationsvorantreiber mit den schweren Waffen auf. Die Konzerne steigen mit Millionen auf die Barrikaden. Viele Chefs, vor allem ausländischer Herkunft, sind Feuer und Flamme gegen die Zuwanderungsbeschränkung. Vielleicht auch deshalb, weil sie ein Interesse an einem Überangebot an möglichst günstigen Arbeitskräften haben. Unterstützt von den Grossverlagen und dem staatlichen Fernsehen, malen sie das Bild einer einstürzenden Wirtschaft an die Wand, sollte die Schweiz bei der Einwanderung die EU enttäuschen. Es sind Hypothesen und Prognosen, weltuntergangsmässig vorgetragen, aber eigentlich nur theoretische Gespinste,

geschürte Szenarien der Angst. Niemand weiss, was die Zukunft bringen wird. Als die Wirtschaft vor 28 Jahren bei einer anderen EU-Abstimmung mit dem Wohlstands-Kollaps drohte, passierte gar nichts. Im Gegenteil. Es kam der Aufschwung.

Noch ist der Kampf nicht entschieden. Genauso wenig wie in den USA Präsident Trump die Wahlen auf sicher hat, ist die Begrenzungsinitiative der SVP verloren. Gegen die düsteren Weissagungen ihrer Gegner kann die Volkspartei einen simplen Trumpf ausspielen: die konkrete Lebenserfahrung der Leute. Die Skeptiker der Massenzuwanderung haben die Wirklichkeit auf ihrer Seite. Man muss keine Statistiken oder Faktenblätter lesen. Es braucht kein volkswirtschaftliches Studium. Der persönliche Augenschein reicht. Die Eisenbahnen platzen aus allen Nähten. Verspätungen, Zugausfälle häufen sich. Die Infrastrukturen überquellen. Auf den Strassen stauen sich die Autos, die Kosten gehen in die Milliarden. Die grossen Verkehrsachsen leiden unter akuter Verstopfung. Die einst gemütliche Schweiz ist zu einer Zone des Nahkampfs auf engstem Raum geworden.

Den Leuten wird erzählt, die massive Zuwanderung habe alle reicher gemacht. Wenn das stimmt, ist es ein Wohlstand, der unten nicht anzukommen scheint. Oder nicht bemerkt wird. Bei den über Fünfzigjährigen stagnieren die Löhne, während der Arbeitsplatz unter Druck kommt. Hingegen steigen – wegen der migrationsgetriebenen Nachfrage – die Mietkosten. Die Zahl der Sozialhilfebezüger zwischen 60 und 64 hat sich in den letzten zehn Jahren um fast 50 Prozent erhöht. Um die Härten bei den älteren Arbeitslosen abzufedern, hat der Bundesrat, anstatt das Übel an der Migrationswurzel zu packen, für tief geschätzte 230 Millionen Franken jährlich eine neue Sozialversicherung lanciert. Gleichzeitig be-

hauptet die Regierung, die Zuwanderung verdränge die Älteren nicht. Wenn es so ist, warum muss dann die «Überbrückung» auf Teufel komm raus noch in dieser Frühlingssession vor der Abstimmung durchgeboxt werden?

Die Besorgten reden nicht von Zukunftsprognosen oder Hypothesen, es ist die Wirklichkeit. Seit 2007 sind jedes Jahr netto 75 000 Menschen in die Schweiz eingewandert, davon 50 000 Menschen aus der EU. Das ergibt in der Summe ein Bevölkerungswachstum von einer



Zone des Nahkampfs.

Million Menschen innerhalb von dreizehn Jahren. Inzwischen hat die Schweiz eine höhere Pro-Kopf-Einwanderung als die USA oder Australien. Ist das noch gesund? Wenn Jahr für Jahr eine ganze Stadt Biel einwandert, braucht es nicht nur Wohnraum, Schulen und Spitäler. Es braucht auch zusätzliches Personal, um die Zuwanderung zu bewältigen. Die Migration erfordert immer noch mehr Migration, damit die Migration mit weiterer Migration verkraftet werden kann. So ist die Masseneinwanderung zu ihrem eigenen Schneeballsystem geworden. Das muss die SVP, die in diesem Wahlkampf weniger pompös auftritt als die Gegner, nicht einmal besonders hervorheben. Die Leute spüren es, ohne dass man es ihnen sagt.

Gewiss kann man die Meinung vertreten, noch habe die Schweiz die Situation im Griff. Das Mittelland ist kein Singapur. Genf sieht nicht aus wie Lagos. Schaut nur die schönen Berge! Die nagende Frage bleibt: Wie lange soll es so weitergehen? Wie viel sollen kommen? Wann ist genug? 10 Millionen Einwohner? 20 Millionen? 50 000 Menschen netto plus, Jahr für Jahr. Jahr für Jahr. Machen wir so lange weiter, bis niemand mehr freiwillig in die Schweiz einwandert, weil sich Wohlstand und Lebensqualität auf einem unattraktiv tiefen Niveau eingependelt haben? Migration, die sich selber ins Elend reguliert.

Personenfreizügigkeit heisst, dass 500 Millionen EU-Bürger entscheiden können, ob sie in die Schweiz kommen wollen. Der Bundesrat hat den Haustürschlüssel bilateral an Brüssel abgegeben. Die Schweizer haben die Kontrolle über die Zuwanderung verloren. Die Wohnung ist offen, der Kühlschrank steht zur Verfügung. Die Befürworter dieses Irrwegs haben es allerdings geschafft, alle für verirrt zu erklären, die den Irrweg stoppen wollen. Das ist ihre grösste Leistung. Wie lange kommen sie mit diesem Trick noch durch?

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Bilder: © Esatour

Exklusive Konzertreise «Mailänder Scala» Ein Abend mit Anna Netrebko

Geniessen Sie mit allen Sinnen und auf höchstem Niveau: Seien es die kulinarischen Köstlichkeiten der lombardischen Küche, das einmalige Flair rund um den Mailänder Dom und – als Krönung – die unvergessliche Inszenierung in der Scala mit ihrer unvergleichlichen Akustik. Ein Feuerwerk aus Kunst und Kultur!

Auf dieser aussergewöhnlichen 3-tägigen Leserreise lernen Sie die glanzvolle Metropole, in der Giuseppe Verdi seine berühmtesten Opern komponiert und uraufgeführt hat, von ihren faszinierenden Seiten kennen. Sie spüren Mailands magische Atmosphäre beim Spaziergang durch die Altstadt, beim Anblick des Duomo di Santa Maria Nascente oder im Museo Teatrale alla Scala, wo unter anderem handschriftliche Noten aus der Feder Verdis zu bewundern sind.

Den ersten Reisetag lassen Sie in einem bei Einheimischen beliebten Restaurant gemütlich ausklingen. Anschliessend logieren Sie im 4-Sterne-Superior-Hotel «Sina De La Ville» an zentraler Lage beim Dom. Nicht fehlen darf im weiteren Programm natürlich ein Spaziergang durch das «goldene Modeviertel», das «Quadrilatero d'oro della moda». Und selbstverständlich bleibt Ihnen auch Zeit zur freien Verfügung für eigene Erkundungen. Grandioser Höhepunkt ist der Opernabend mit Anna Netrebko. Musikalisch begleitet wird die weltberühmte Sopranistin vom begnadeten Pianis-

ten Malcolm Martineau. Sie hören Lieder aus Werken von Rachmaninow, Rimsky-Korsakow, Richard Strauss, Debussy, Charpentier, Tschaikowsky, Leoncavallo, Fauré, Dvorák, Moore und Offenbach. Noch lange werden Ihnen die Mailänder Impressionen und das hochkarätige Opernerlebnis in Erinnerung bleiben.

Programm (Auszug):

- 1. Tag: Samstag**
 - Flug Zürich–Mailand
 - Ausflug «Weltberühmte Sehenswürdigkeiten»
 - Abendessen in typischem Restaurant
- 2. Tag: Sonntag**
 - Besuch des Doms und des Scala-Museums
 - Anna Netrebko in der Scala
- 3. Tag: Montag**
 - Spaziergang «Quadrilatero d'oro della moda»
 - Rückflug nach Zürich

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter www.weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

Leserreise «Anna Netrebko in der Mailänder Scala»

Reisetermin:

14. bis 16. November 2020

Leistungen:

- Flug Zürich–Mailand–Zürich (inklusive Gebühren)
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 2 Übernachtungen mit Frühstück
- 1 Abendessen, 1 Mittagessen
- Ausflug «Weltberühmte Sehenswürdigkeiten»
- Ausflug «Dom und Museo Teatrale alla Scala», inklusive Eintritt
- Liederabend mit Anna Netrebko (Kategorie 1, Plätze im Parkett)
- Spaziergang «goldenes Modeviertel»
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung
- Reiseunterlagen, Insolvenzversicherung

Preis pro Person im Doppelzimmer:

Weltwoche-Abonnenten: Fr. 1850.–
Nicht-Abonnenten: Fr. 2150.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 300.–
Reduktion bei Eigenanreise: Fr. 300.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Politiker, die tun, als ob sie was tun

Von Erik Ebnetter — Die Überbrückungsrente verhält sich zur Personenfreizügigkeit wie ein Schmerzmittel zum Coronavirus. Man bekämpft die Symptome, nicht die Ursache.



Es geht um zu viel: Nationalrätin Martullo-Blocher (l.), Ratspräsidentin Moret.

SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher entstellte die Schweizer Politik mit einem bizarren Auftritt zur Kenntlichkeit. Als sie am Montag aus dem Nationalratssaal gewiesen wurde, weil sie dort mit einer ausladenden Atemschutzmaske einmarschiert war, warf dies eine einfache Frage auf: Wie konsequent ist der Umgang von Regierung und Parlament mit dem Coronavirus? Der Bundesrat hatte zuvor Veranstaltungen von mehr als tausend Teilnehmern landesweit verboten, um die Weiterverbreitung des Virus möglichst zu verhindern. Es handelt sich dabei um einen der massivsten Eingriffe in die schweizerischen Freiheitsrechte seit Ende des Vollmachtenregimes nach dem Zweiten Weltkrieg.

Angenommen, die Massnahme war unvermeidlich, um die Gesundheit der Bevölkerung zu schützen: Ist es dann nicht fahrlässig, dass Parlamentarier, Bundesräte und Spitzenbeamte in geschlossenen Räumen zusammenkommen, zumal Politiker überdurchschnittlich viel unterwegs sind und somit oft in Situationen geraten, wo sie sich mit dem Virus infizieren können? Nimmt man das bisherige Vorgehen der Behörden zum Massstab – zum Beispiel in Basel oder Spreitenbach –, müsste die politische Elite des Landes unter Quarantäne gestellt werden, wenn auch nur eine Person im Bundeshaus mit dem Virus infiziert ist.

Dass die Absage der Session ernsthaft erwogen wurde, lässt sich trotzdem ausschliessen. Dafür geht es dieser Tage im Bundeshaus schlicht um zu viel. Regierung und grosse Teile des Parlaments wollen in einem historischen

Kraftakt, nach nur einem Jahr Vorbereitung, ein neues Sozialwerk schaffen: die Überbrückungsrente, die im Kampf gegen die Begrenzungsinitiative der SVP eine Mehrheit für die Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union sichern soll. Abgestimmt wird am 17. Mai. Eine Verschiebung der Session hätte die Kampagne der Initiativgegner, die im Parlament eine satte Mehrheit haben, gehörig durch-eingebracht. Eine solche Verzögerung war unerwünscht.

Albtraumhaftes Szenario

Die Befürworter der Personenfreizügigkeit haben aus ihrer Abstimmungsniederlage von 2014 gelernt. Damals gab es eine überraschende Mehrheit für die Masseneinwanderungsinitiative der SVP, auch weil der Abstimmungstermin vom 9. Februar nur einen kurzen Abstimmungskampf nach den Weihnachtsferien zulies. In aller Regel verlieren Initiativen an Zustimmung, je länger eine Kampagne dauert. Diesmal wird nichts dem Zufall überlassen, denn es steht weit mehr auf dem Spiel als die Personenfreizügigkeit: Gewinnt die SVP erneut, ist das Rahmenabkommen mit der Europäischen Union erledigt. Das ist gerade für die Wirtschaftsverbände ein albtraumhaftes Szenario.

So wird verwedelt, wo es nur geht. Arbeitgeberverbands-Präsident Valentin Vogt verstieg sich im *Blick* jüngst sogar zur Aussage, die Notwendigkeit einer Überbrückungsrente habe nichts mit der Zuwanderung zu tun. Widerspruch gibt es da selbst von der NZZ, die in eu-

» Fortsetzung auf Seite 10

Tausend Schritte



Gay Courter, falscher oder richtiger Ort?

Auf ihre erste Weltreise ging sie mit sechs Jahren. Seither ist Gay Courter infiziert mit dem Globetrotter-Virus. Ihr Vater, ein Geschäftsmann, arbeitete dann in Japan und Taiwan, Gay wurde von ihrer Mom unterrichtet. Später studierte sie Film und Theater und produzierte mit ihrem Mann Philip über 300 Dokumentarfilme. Vor allem aber wurde sie eine Schriftstellerin mit Millionenaufagen und einem populären Reise-Blog («Escapades», Fluchten). Sie suchte Gauguins Spuren im Paradies, tanzte Tango in Buenos Aires und fantasierte auch einen Krimi, der auf einem Kreuzfahrtschiff spielte. Aber dieser Albtraumtrip, die Quarantäne auf der Coronavirus-verseuchten «Diamond Princess» – war es das Pech, per Buchung am falschen Ort zu sein? Oder das Glück, verschont zu bleiben und als Augenzeugin aus dem Bauch des vor Yokohama geankerten Luxusdampfers ihr dramatisches Buch zu beginnen? Denn etwas anderes, als über diese Präventivgefängenschaft zu schreiben, blieb der unruhigen Passagierin, Risikoalter 75, in ihrer Isolation nicht übrig, ausser den täglich tausend Schritten in der Kabine mit Balkon und den Interviews mit den Medien draussen in der Aussenwelt der Unverdächtigen. Und das geteilte Schicksal mit Philip, dem sie schon den Bestseller «How to Survive Your Husband's Midlife Crisis» gewidmet hatte.

Die Befreiung nach zehn Tagen Zwangsferien an Bord war nur der Anfang einer neuen Quarantäne: Die amerikanischen Passagiere wurden, in Schutzanzüge verpackt, zur Lackland Air Force Base in Florida geflogen, Gay Courters Heimatstaat, für sie «wie die Rückkehr einer Weltraumfähre aus dem All». Diese Woche sollten die Courters nach Hause entlassen werden. Auf der «Diamond Princess» blieben über 700 Personen, Personal und Touristen, mit positivem Befund hängen. «Der wahre Held auf dem Schiff», sagte Gay Courter zu Sky News, «ist für mich der Chefpatissier. Er war überzeugt, der Tod durch Schokolade sei dem Tod durch das Virus vorzuziehen, und lieferte uns all diese wunderbaren Desserts.» Peter Hartmann

ropapolitischen Fragen für gewöhnlich keinen Millimeter von der Haltung der Wirtschaftsverbände abweicht. Wörtlich hiess es in ihrer Sessionsvorschau zur Überbrückungsrente: «Die Vorlage steht im Zusammenhang mit der Begrenzungsinitiative der SVP, die zur Kündigung der Personenfreizügigkeit mit der EU führen würde. Weil die Abstimmung am 17. Mai stattfindet, soll die gesamte Differenzbereinigung zum Sozialausbau in ein- und derselben Session durchgezogen werden.»

Läuft alles nach Plan, wird dies den Steuerzahler nach Hochrechnungen des Bundes netto 200 Millionen Franken pro Jahr kosten. Orientiert man sich an der Prognosegenauigkeit der Behörden in der Vergangenheit, kann dieser Betrag allerdings auch um ein Vielfaches höher liegen. Vor der Abstimmung über die Personenfreizügigkeit rechnete der Bundesrat mit einer zusätzlichen Zuwanderung aus dem EU-Raum von 8000 bis 10000 Personen netto pro Jahr. Tatsächlich waren es dann acht- bis zehnmal mehr. Weil diese massive Zuwanderung viele ältere Arbeitnehmer verdrängte, soll nun eine Überbrückungsrente für Arbeitslose über 55 eingeführt werden.

Existenzbedrohende Einbussen

Diese Überbrückungsrente verhält sich zur Personenfreizügigkeit wie ein Schmerzmittel zum Coronavirus. Man bekämpft nicht die Ursache eines Problems, sondern dessen Symptome. Es ist eine So-tun-als-ob-Politik, die nur vorgibt, einen Missstand zu beseitigen. Statt sich einfach ans Werk zu machen, würde man besser erst diskutieren, wie sinnvoll es eigentlich ist, eine neue Sozialversicherung einzuführen, während die anderen staatlichen Sozialsysteme nicht solide finanziert sind. Langsamkeit ist eine bewährte Eigenschaft des schweizerischen Systems.

Ähnlich inkonsequent verhält sich die Politik im Umgang mit dem Coronavirus. Dieselben Bundesräte, die landesweit Veranstaltungen verbieten und damit existenzbedrohende finanzielle Einbussen bei Event-Organisatoren, Gastronomen oder Sportklubs in Kauf nehmen, haben kein Problem damit, an der Session teilzunehmen, wo es Parlamentariern verboten ist, eine Atemschutzmaske zu tragen. Während draussen im Land die Freiheitsrechte eingeschränkt sind, geht drinnen im Bundeshaus alles seinen gewohnten Gang.

Bereits wird darüber diskutiert, wie sich der jüngste Bundesüberschuss von drei Milliarden Franken verteilen liesse. Was tun? Statt nur die eigene Klientel zu bedienen, könnten die Parlamentarier einen Bruchteil davon verwenden, um die finanziellen Folgen der behördlichen Coronavirus-Politik abzufedern. Wer nun einwendet, so einfach gehe das nicht, möge sich fragen, wie es dann möglich sein kann, ein Sozialwerk in kürzester Zeit zu errichten.

Wirtschaft

Spielraum kaufen

Von Beat Gygi — Die Nationalbank verspricht dem Staat eine grosszügigere Gewinnbeteiligung. Damit schützt sie ihren Handlungsspielraum.

Was muss erfüllt sein, damit Notenbanken für ihr Land und ihre Bürger eine gute Geldpolitik machen? Die meisten Wirtschaftswissenschaftler und Politikfachleute werden als Erstes sagen: Die Zentralbank soll unabhängig sein, vor allem unabhängig von der Politik, so sei nach allen Erfahrungen am ehesten Preisstabilität zu erreichen. Das tönt eigentlich einfach und einleuchtend. Nach diesem Rezept hat man seinerzeit auch die Rahmenbedingungen definiert, die für die Schweizerische Nationalbank (SNB) gelten sollen. Das Nationalbankgesetz garantiert die Unabhängigkeit der SNB und verlangt von ihr im Gegenzug, dass sie gegenüber Bundesrat, Parlament und Öffentlichkeit Rechenschaft ablegt und über ihr Tun informiert. Beide Seiten bleiben auf Distanz zueinander.

Nun passiert das: «Das Finanzdepartement und die SNB schliessen Zusatzvereinbarung über die Gewinnausschüttung der SNB ab», heisst es in einer offiziellen Mitteilung von Anfang Woche. Was läuft da? Warum stecken Finanzminister Ueli Maurer und Nationalbank-Präsident Thomas Jordan die Köpfe zusammen? Der Grund liegt darin, dass die Nationalbank mit gut 860 Milliarden Franken derart viel Geld in ihrer Bilanz hat und damit beim Anlegen zurzeit so viel verdient, dass Politiker und Bürger nicht mehr aus Dis-

tanz zuschauen wollen, sondern das Gefühl haben, das sei auch ein wenig ihr Geld. Und es ist ja so: Wenn die SNB mit frischem Geld Fremdwährungen gekauft hat, um den Franken zu schwächen, hat sie den Konsumenten immer ein wenig Kaufkraft weggenommen und in der Bilanz versorgt, quasi als Volksvermögen.

Gütliches Auskommen

Die erwähnte Zusatzvereinbarung sieht nun vor, dass Bund und Kantone in besonders guten Jahren auch mehr aus dem Gewinntopf der Nationalbank erhalten sollen: statt zwei bis zu vier Milliarden Franken. Politiker werden damit stärker abhängig von der Anlagepolitik der Notenbank, sie wird direkt für sie spürbar an den Summen, die in ihre Kassen fliessen. Nein, kommt rasch der Einwand, die Notenbank tut das ja nicht wirklich freiwillig. Sie ist im Grunde fast gezwungen, die Politik beim Umgang mit der unvorstellbar hohen Geldsumme in ihrem Tresor irgendwie zu beteiligen, sonst wachsen Begehrlichkeiten und Misstrauen gegenüber den Währungshütern mit der Zeit auf gefährliche Weise.

Statt zu warten, bis es hart auf hart geht und die Bank formell ihre Unabhängigkeit verliert, indem sie Weisungen von Bundesrat oder Parlament entgegennehmen muss, sucht man lieber vorher das gütliche Auskommen mit einem Gewinnbeteiligungsvertrag zu erkaufen. Aber eben, damit ist auch bereits ausgedrückt, dass die Gegenseite halt doch gekauft wird. Bund und Kantone werden ungerne auf das Geld aus der SNB-Kasse verzichten wollen, also werden sie ihr nicht unnötig Steine in den Weg legen – etwa in Form von ökologisch-ethischen Sonderauflagen fürs Investieren ihrer umfangreichen Mittel.

Nun kann man sagen, das seien eigentlich kleine Sorgen im Vergleich zu den Verhältnissen in den USA, wo die Führung der Notenbank Fed den Druck von Präsident Donald Trump direkt zu spüren bekommt, die Zinsen zu senken. Das Fed sei abhängig von der Politik. Aber wenn man es genau anschaut, hat die Schweizerische Nationalbank mit dem Minuszins von 0,75 Prozent auf eine harte Art in die Märkte eingegriffen, die wenig mit dem Hauptziel Preisstabilität zu tun hat, dafür viel mit dem politischen Klima zugunsten der Exportindustrie und einer entsprechenden Wechselkurspolitik zum Nachteil der Konsumenten.



«Zusatzvereinbarung»: Jordan (hinten), Maurer.

Erdogan der Schreckliche

Von Pierre Heumann — Um Europa für seine militärischen Ziele in Syrien einzuspannen und unter Druck zu setzen, schickt der Präsident der Türkei Flüchtlinge und Migranten bewusst ins Elend.



Das Unmögliche verlangen: Präsident Erdogan.

Maliziöser geht es nicht: Der von Ankara unterstützte TV-Sender TRT zeigt in diesen Tagen eine Karte mit Fluchtrouten aus der Türkei nach Europa. Auf Arabisch werden die Flüchtlinge aufgefordert, in Europa den Wohlstand zu realisieren, auf den sie seit Jahren vergeblich warten. Auf der Karte sind verheissungsvoll klingende Destinationen eingetragen, vor allem Berlin, aber auch Paris. Eifrig wirbt Präsident Recep Tayyip Erdogan in Interviews für die Ausreise, indem er auf die bisherigen «Erfolgszahlen» verweist. Bereits hätten 117677 Migranten die Türkei verlassen, über die griechische Grenze, in Richtung Deutschland.

Erdogan und seine Regierung lügen die 3,6 Millionen Flüchtlinge, von denen die meisten aus Syrien geflohen sind, dreist an. Denn in Ankara weiss man nur zu gut, dass die Verbannten, die in Bussen zur Grenze gefahren werden, für den Transport Wucherpreise bezahlen müssen. Die Regierung weiss auch, dass Griechenland die Flüchtlinge an der Grenze abweist, ebenso Bulgarien. Und sie weiss natürlich ebenfalls, dass Griechenland illegale Einreisen nicht toleriert. Griechische Bereitschaftspolizisten und Soldaten bewachen die Grenze zur Türkei, und sie setzen gegen die Flüchtlinge – darunter Kinder, Frauen, Alte – am Tor zu Europa Tränengas ein.

Der türkische Präsident will mit der von ihm produzierten Tragödie die EU unter Druck setzen. Bilder von erfrierenden Kindern, die an der Grenze im Freien campieren und nicht weiterkommen, setzt er ein, um seine militärischen Ziele im Norden Syriens zu erreichen. Dort will er erstens die drei Millionen Syrer zwangsweise ansiedeln, die in den vergangenen Jahren vor der Gewalt des syrischen Bürgerkriegs in die Türkei geflüchtet sind. Zweitens will er in jenem Gebiet eine türkische Pufferzone als Schutz vor befürchteten Attacken syrischer Kur-

Ein westliches Engagement könnte zu einem riskanten Schlagabtausch mit Russland führen.

den einrichten. Vor allem will er drittens verhindern, dass das Regime von Baschar al-Assad die nordsyrische Provinz Idlib zurückerobert – die letzte Provinz Syriens, die dieser noch nicht beherrscht. Um all das zu erreichen, setzt Erdogan in Idlib die türkische Armee ein. Hält er an seinem Ziel fest, Assad zu besiegen, würde das eine Superpandora-Flüchtlingsbox öffnen.

Deal mit Risiko

Die jüngste Eskalation des Flüchtlingsdramas begann Ende Februar, nachdem in

der Nähe von Idlib drei Dutzend türkische Soldaten bei einem Angriff der syrischen Kampfjets getötet worden waren. Erdogan beschloss, sein Abkommen mit der EU und der internationalen Gemeinschaft zu brechen. Darin hatte er sich vor vier Jahren verpflichtet, Flüchtlinge aus Syrien, dem Irak oder Afghanistan daran zu hindern, in die EU weiterzuziehen. Als Gegenleistung versprochen die Europäer der Türkei eine Milliardenhilfe, die für die Unterbringung und Versorgung der Flüchtlinge gedacht war. Der Deal barg freilich ein Risiko: Er machte die EU vom Wohlwollen Erdogans abhängig, die Flüchtlinge bei sich zu behalten, statt sie nach Europa ziehen zu lassen. Und er liess die Europäer im prekären Glauben, dass mit dem Abkommen das Ende der Migrationsströme gekommen sei. Das war gefährlich, weil die EU es verpasste, nach Prinzipien für eine neue Asylpolitik zu suchen.

Was sich jetzt rächt. Erdogan droht Europa mit Flüchtlingsströmen, um von diesem Unterstützung für seine Interessen in der Region Idlib zu erpressen. In Idlib wird derzeit die vielleicht grausamste Etappe des syrischen Bürgerkriegs ausgetragen, der vor neun Jahren begann. Seit zehn Monaten versucht Präsident Assad, die Provinz an der Grenze zur Türkei zurückzuerobern, die derzeit von Regimegegnern kontrolliert wird. Russland unterstützt ihn dabei, seit Dezember mit zunehmender Intensität. Denn Präsident Wladimir Putin will die Verbindungsstrasse zwischen Aleppo und Damaskus, den beiden grössten Städten, unter seine Kontrolle bringen. Die Schlacht um Idlib, wo drei bis vier Millionen Menschen leben, hat seit November mehrere hunderttausend Syrer in die Flucht an die Grenze zur Türkei getrieben.

Jetzt verlangt Erdogan von den Europäern und der Nato das Unmögliche. Er erwartet nicht nur Waffenlieferungen, sondern auch militärische Hilfe, um türkische Soldaten in Syrien zu unterstützen, die gegen Assads und Russlands Truppen kämpfen. Weil in Idlib russische Kräfte engagiert sind und auch den Luftraum kontrollieren, könnte ein westliches Engagement zu einem riskanten Schlagabtausch mit Russland führen, wovor Europa aus guten Gründen zurückschreckt.

Anders als 2015 markieren Politiker in Deutschland, dem beliebtesten Ziel der Flüchtlinge, Härte. Dieses Mal heisst es nicht: «Wir schaffen das.» Dieses Mal heisst es in der CDU: «Wir können euch hier nicht aufnehmen.» Erdogan lässt sich von dieser Rhetorik nicht beeindrucken. Er habe den Europäern schon vor Monaten mitgeteilt, sagte er am Montag in einer Videobotschaft an die Nation, dass «wir alle Tore öffnen», falls die Europäer nicht die Last mit der Türkei teilten. «Aber», so Erdogan, «die glaubten, wir würden scherzen.»

Export-Wachstumsmaschine

Von Beat Gygi — Österreich hat eine geringere Zuwanderung als die Schweiz, obwohl für beide Länder die Personenfreizügigkeit gilt. Warum?

Österreich und die Schweiz haben vieles gemeinsam, nicht nur den Grenzverlauf und den Wirtschaftsraum im Rheintal. Beide Länder sind bevölkerungsmässig gleich klein, haben funktionierende Demokratien, eine solide Infrastruktur, einigermaßen freiheitliche Wirtschaftsordnungen, ähnliche Konjunkturverläufe und eine gewisse Bodenständigkeit. Warum haben sie dann nicht auch eine ähnlich hohe Zuwanderung? Für beide gilt doch die Personenfreizügigkeit. Österreich hat sie mit dem Beitritt zur EU 1995 übernommen, die Schweiz mit den Bilateralen I im Jahr 2002.

Trotzdem muss es in der Anziehungskraft deutliche Unterschiede geben. Was macht die Schweiz anders? 1990 lebten in Österreich 7,7 Millionen Personen, in der Schweiz 6,7 Millionen. Im vergangenen Jahr kam Österreich auf 8,9 Millionen, die Schweiz auf 8,6 Millionen Einwohner. Die Differenz schmolz wegen der unterschiedlich hohen Zuwanderung. Allein seit der Finanzkrise 2008 sind netto gegen 840 000 Ausländer in die Schweiz gezogen, in Österreich zählte man gut 550 000 Einwanderer. Einzig 2015 war der Zustrom nach Österreich wegen der damaligen Asylantenmigration grösser als in die Schweiz, sonst war es immer umgekehrt. Österreich weist heute einen Ausländeranteil von gut 16 Prozent aus, die Schweiz eine Quote von gut 25 Prozent.

Woher kommt das? Platz hätte es ja viel in Österreich, dessen Fläche doppelt so gross ist wie die der Schweiz. Wir haben die Ökonomieprofessoren Reto Föllmi von der Universität St. Gallen und Josef Zweimüller von der Universität Zürich nach ihren Erklärungen gefragt. Zweimüller ist Österreicher, und die beiden haben schon etliche Untersuchungen zu Migration und Lohnanpassung zusammen durchgeführt. Für sie stehen drei Punkte im Vordergrund:

1. Exportorientierung — Föllmi weist darauf hin, dass die Struktur der Wirtschaft in den beiden Ländern einen entscheidenden Einfluss auf die Zuwanderung habe. «Die Schweiz hat mehrere stark exportorientierte Branchen

mit zahlreichen internationalen Unternehmen, das ist in Österreich nicht in gleichem Ausmass beobachtbar», sagt er. Ein Indiz ist für ihn die Börsenkapitalisierung der kotierten Firmen, da bringe Österreich lediglich etwa einen Zehntel des schweizerischen Gewichts auf die Waage. Zudem sei die Schweiz stärker auf internationale Märkte ausgerichtet. Tatsächlich machen die Schweizer Exporte mit deutlich über 300 Milliarden Franken im



Starke Magnetwirkung: Ökonomen Reto Föllmi und Josef Zweimüller.

Jahr etwa das Doppelte der österreichischen Summe aus. Was bedeutet das für die Zuwanderung? Exportbranchen können, wie Föllmi darlegt, auf vielfältige Weise vergrössert werden, indem Firmen aus dem Ausland zuziehen, Arbeitsplätze schaffen und für diese dann weitgehend ausländische Arbeitskräfte rekrutieren, um für die Weltmärkte zu produzieren. So gesehen ist ein Land mit attraktiven Standortbedingungen wie eine Schale mit Nährlösung, auf der sich neue Firmen ansiedeln, wachsen und zugleich Arbeitskräfte anziehen – Google ist ein Beispiel. Eine Volkswirtschaft mit einem kleineren Exportsektor lässt sich nach Föllmis Worten nicht derart stark «aufbohren», weil da ein grösserer Teil der Produktion im Inland abgesetzt werde und die einheimische Nachfrage ihre Grenzen habe. Ein weiterer Antrieb sind seiner Ansicht nach die

«Für einen Deutschen, der sich überlegt, im Ausland zu arbeiten, ist die Schweiz am attraktivsten.»

wesentlich mehr verdient und bei einem stärker werdenden Franken sogar noch zusätzlich gewinnen kann.» Wechselkurse seien relevant, weil Immigranten jeweils einen Teil ihres Einkommens in ihrem Heimatland verwenden würden.

zahlreichen Grenzgänger in boomenden Schweizer Grenzregionen, sie dienten oft zusätzlich als Verstärker des ganzen Wachstumsprozesses. In Österreich gebe es diese Konstellation mit grenznahen Zentren und Grosskonzernen nicht.

2. Die Geografie — Josef Zweimüller bekräftigt, dass die geografische Lage in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung sei. «Ein Grossteil der Einwanderer kommt jeweils aus den unmittelbaren Nachbarländern», sagt er: aus Deutschland, Italien oder Frankreich im Fall der Schweiz, aus Deutschland oder den östlichen Nachbarländern im Fall Österreichs. Nun sei es so, dass für die osteuropäischen Länder die Freizügigkeit erst seit 2011 ohne Einschränkungen gelte, so dass erst ab diesem Zeitpunkt die Einwanderung nach Österreich stärker zugelegt habe. Die Übergangsbestimmungen bei den östlichen EU Länder wirkte als Zuwanderungsbremse vor allem in Österreich und weniger für die Schweiz, die mit keinem der neuen EU Staaten eine gemeinsame Grenze hat.

3. Wohlstandsunterschiede — Die Gründe für die starke Magnetwirkung der Schweiz sieht Zweimüller jedoch primär in den Einkommens- und Wohlstandsunterschieden zwischen den Ländern: «Für einen Deutschen, der sich überlegt, im Ausland zu arbeiten, ist die Schweiz der attraktivste Platz, weil man nominell

Der Blick in einen Lohnvergleich zeigt plastisch, in welche Richtung die Anreize wirken: Der jährliche Durchschnittslohn für einen Altenpfleger oder eine Altenpflegerin wird in Deutschland mit gut 26 000 Euro angegeben, in Österreich mit knapp 32 000 Euro und in der Schweiz mit 60 000 Franken. Ergotherapeuten erhalten in Deutschland gut 29 000 Euro, in Österreich nicht ganz 39 000 Euro, in der Schweiz über 72 000 Franken. Solche Zahlen erklären auch, warum ein grosser Teil der Zuwanderung jeweils in unteren Lohnsegmenten erfolgt, in beiden Ländern. Zweimüller glaubt jedoch, dass die hohen Schweizer Löhne letztlich doch mehr Hochqualifizierte anziehen, die durchschnittliche Qualifikation von Immigranten ist seiner Einschätzung nach in Österreich geringer als in der Schweiz.



TÜRKISCHE SPEZIALITÄT

Ausland

Dr. Stanley Dudrick, Erfinder der **intravenösen Ernährung**, die unzähligen Menschen das Leben rettete, stirbt im Alter von 84 Jahren in New Hampshire. Berlin streicht den ehemaligen Reichspräsidenten und General des Ersten Weltkriegs, **Paul von Hindenburg**, aus der Liste seiner Ehrenbürger.

Corona weltweit. Italien wird zum grössten **Infektionsherd** in Europa mit über 2000 Erkrankungen und bislang 52 Todesfällen. Die Johns-Hopkins-Universität veröffentlicht eine interaktive Weltkarte mit den Bewegungen des Virus, unterdessen empfiehlt die Deutsche Bischofskonferenz einen **sparsamen Umgang mit Weihwasser** und den Verzicht auf den Friedensgruss während der Messe. Der Starökonom Nouriel Roubini glaubt, dass die Aktienmärkte wegen der Corona-Pandemie um 30 bis 40 Prozent einbrechen werden und **Donald Trump** die Wahl verliert.

Amerikaner und **Taliban** unterzeichnen ein Abkommen, das einen Komplettabzug der US-Truppen binnen vierzehn Monaten aus Afghanistan vorsieht. Der Vatikan gibt die Aktenbestände des Pontifikats von **Pius XII.** (1939–1958) frei: Damit soll die Rolle der Kirche im Zweiten Weltkrieg und im Zusammenhang mit der Judenverfolgung geklärt werden können.

Die amerikanische Federal Election Commission gibt bekannt, dass **Hillary Clinton** mehr

Wahlspenden vom verurteilten Filmproduzenten Harvey Weinstein entgegengenommen hat als jeder andere demokratische Politiker: 1,4 Millionen Dollar. Als weltweit erstes Land verteilt Schottland künftig **Gratis-Tampons** und -Binden an Frauen.

Israelische Forscher entdecken das erste tierische Lebewesen, das **ohne Atmung** auskommt: Es handelt sich um Fischparasiten. Nach McDonald's und Burger King bietet auch Starbucks in Kanada vegetarische Burger an. **Boris Johnson** und seine Freundin erwarten im Frühsommer ihr erstes Baby.

Verbote. Das Parlament von Missouri hält fest, dass **Transgender-Studenten** an Highschools nur in Sportteams mitwirken dürfen, die ihrem Geschlecht bei Geburt entsprechen. New York setzt das Verbot von Plastiktüten in Kraft. Auf den 1. Juli schafft Colorado als 22. Bundesstaat die **Todesstrafe** ab. Der chinesische Olympiasieger im Schwimmen, Sun Yang, 28, wird mit einer achtjährigen Doping-Sperre belegt.

Die Türkei öffnet ihre Grenze zur EU, die griechische Polizei drängt die **ankommenden Migranten** mit Gewalt zurück. Recherchen legen nahe, dass Kongos Staatspräsident **Denis Sassou-Nguesso** den Fund eines riesigen Ölfelds im Regenwald vortäuschte, um an europäische Entwicklungshilfe und finanzierte Umweltschutzprogramme zu kommen.

Der wegen Sex mit einer Minderjährigen in den siebziger Jahren umstrittene Filmemacher

Roman Polanski erhält für «J'accuse» den César für die beste Regie. Frankreichs Kulturminister Franck Riester hält die Auszeichnung für ein «falsches Signal».

Inland

Corona Schweiz. Der Bundesrat verbietet Grossveranstaltungen mit mehr als tausend Personen. Nationalratspräsidentin Isabelle Moret (FDP) untersagt **Magdalena Martullo** (SVP) das Tragen einer Gesichtsmaske im Ratsaal. Italien übernimmt wegen des Coronavirus und trotz Dublin-Abkommen vorläufig keine Asylsuchenden mehr aus der Schweiz.

An den Swiss Music Awards gewinnen **Stefanie Heinzmann** und **Luca Hänni** in den Kategorien «Best Female Act» beziehungsweise «Best Male Act». Bundesrat Guy Parmelin (SVP) will 28 Milliarden für Bildung, Forschung und Innovation bereitstellen, das sind rund 2 Milliarden mehr als in der laufenden Periode.

Kolin, der **Sieger-Muni** von Schwingerkönig Christian Stucki, ist tot. Der Nationalrat lehnt ein Doppelbesteuerungsabkommen mit Saudi-Arabien ab und will Gewalt gegen Polizisten härter bestrafen. Die **Schweizerische Nationalbank** schüttet aufgrund ihrer hohen Reserven insgesamt 4 Milliarden Franken an Bund und Kantone aus.

Arbeitgeber-Präsident Valentin Vogt kritisiert die Begrenzungsinitiative der SVP und erklärt im **Sonntagsblick**, der **Jobverlust von über Fünfzigjährigen** habe «mit der Zuwanderung nichts zu tun». Musiker **Endo Anaconda** bekennt, er habe mit 55 Jahren «noch einmal mit Heroin angefangen».

Sergio Ermotti, der auf Ende Jahr als UBS-Chef zurücktritt, soll Verwaltungsratspräsident des Versicherers Swiss Re werden.

Laut einer Studie wurden über 700 Kinder aus Sri Lanka illegal in die Schweiz adoptiert. Die eidgenössische Ethikkommission befürwortet den **Zugang zu Samenspenden** auch für gleichgeschlechtliche Paare und alleinstehende Frauen.

Der Gesamtbundesrat empfängt Ghanas Präsidenten **Nana Akufo-Addo** zum Staatsbesuch. Nicht nur die Postauto AG, auch andere öffentliche Verkehrsunternehmen haben **zu viele Subventionen** vom Bund kassiert: Allein die Verkehrsbetriebe Luzern unter dem Direktor Norbert Schmassmann (CVP) müssen mehr als 16 Millionen Franken zurückzahlen.

Peter Keller



Frei von Angstpsychosen: Premier Johnson.

Kopf der Woche

Vorbild Boris Johnson

Von Pierre Heumann — Was die Schweiz vom britischen Premierminister für die Verhandlungen mit der Europäischen Union lernen kann.

Seit dieser Woche verhandeln die Briten mit der EU über das bilaterale Verhältnis nach dem Austritt aus der Europäischen Union. Dabei zeichnen sich jetzt schon grosse Unterschiede zur Strategie des Bundesrates im Umgang mit Brüssel ab. Erstens gibt sich London, im Gegensatz zu Bern, nicht schon kompromissbereit, bevor die Verhandlungen begonnen haben. Zweitens pocht Regierungschef Boris Johnson auf die Souveränität seines Landes. Eine automatische Anerkennung und Übernahme des EU-Rechts – sprich ein institutionelles Rahmenabkommen – lehnt er deshalb kategorisch ab. Denn drittens schätzen Briten ihre Souveränität mehr als tatsächliche oder bloss vermeintliche wirtschaftliche Vorteile einer Mitgliedschaft im europäischen Verbund. Die Anerkennung des EU-Gerichtshofs oder supranationaler Kontrollrechte der EU kommt für die Briten nicht in Frage. In der Unabhängigkeit von EU-Vorschriften sehen die Briten viertens die Chance, jederzeit auf disruptive Technologien reagieren zu können, ohne Entscheide der EU-Bürokratie abwarten zu müssen. Und fünftens setzt London – anders als der Bundesrat – nicht auf vertrauliche Protokolle, wenn es um das Verhältnis zu Brüssel geht.

Als Chefunterhändler für die Brexit-Verhandlungen hat Johnson David Frost ernannt. Der Karrierediplomat hat die Mechanismen der EU

bereits in den 1990er Jahren kennengelernt. Später wurde er Botschafter in Dänemark. Als Johnson Aussenminister war, holte er den 55-jährigen Frost als Berater. Frost kennt die Interessen der Wirtschaft bestens. Anfang 2019 wurde er Chef der London Chamber of Commerce and Industry. Sein von Angstpsychosen freies Credo als Chefunterhändler hat Johnsons Mann für den Brexit bereits zwei Wochen vor Beginn der Verhandlungen formuliert. Er tat es mitten in Brüssel, in der Nähe des Machtzentrums der EU, anlässlich eines Vortrags an der Université libre de Bruxelles. In der Aula sassen zwar Studenten, aber sein Zielpublikum waren offensichtlich EU-Politiker und sein Gegenspieler, der Franzose Michel Barnier. Auch wenn sich die Schweiz und Grossbritannien in vielen Punkten unterscheiden: Frosts pragmatische Brüsseler Rede könnte ein Kompass für den gegenüber der EU ziellosen Bundesrat sein.

Unabhängigkeit — Anders als der Bundesrat, der sich in Brüssel regelmässig für die notwendige Rücksichtnahme auf die direkte Demokratie und die Souveränität der Kantone entschuldigt, erklärt Johnsons Brexit-Mann den Studenten (und der EU) zunächst seine fundamentale Überzeugung, dass Grossbritannien ein unabhängiges Land sei. Er pocht deshalb auf das Recht, die in Grossbritannien geltenden Ge-

setze selber zu erlassen – ein Recht, das jedem Nicht-EU-Land zusteht. Wenn die EU glaube, dass London bei den Freihandelsverträgen eine Oberaufsicht tolerieren würde, um das Einhalten gleicher Wettbewerbsbedingungen zu kontrollieren, habe sie nicht begriffen, worum es den Briten gehe.

Dieser Anspruch ist nicht bloss eine taktisch motivierte Anfangsposition bei den Verhandlungen, bei der Frost im Laufe der nächsten Wochen unter dem Druck der Europäer Abstriche machen werde, sondern der Kern des ganzen Brexit-Projekts. Unmissverständlich deklariert Frost: «That is the point of Brexit.» Die EU, fordert Frost, müsse begreifen und anerkennen, dass auch Länder, die geografisch zu Europa gehörten, unabhängige Staaten sein könnten, wenn sie das wollten. Unabhängigkeit bedeute nicht bloss eine begrenzte Freiheit als Gegenleistung dafür, dass man die Gesetze der Zentrale in Brüssel übernehme. Johnson hat deshalb einen klaren Zeitplan. Bis Ende Jahr will er die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit zu hundert Prozent wiedererlangt haben.

Briten drehen den Spieß — um Unterwürfiges Auftreten liegt den Briten fern. Die Forderung Brüssels, dass im Handel zwischen der EU und Grossbritannien faire Wettbewerbsbedingungen herrschen müssten und Grossbritannien EU-Standards zu übernehmen habe, weist Frost als Anmassung entschieden zurück. Der Brite dreht den Spieß um: Wie würde sich die EU fühlen, falls sie auf Befehl Londons ihre Gesetze mit denjenigen harmonisieren müssten, die in Westminster erlassen werden, und was würde die EU empfinden, wenn London darauf bestünde, dass die EU britische Gesetze übernehmen solle?

Souveränität — Im Kern geht es um Souveränität und um die Kompetenz, für sein Land eigene Regeln zu beschliessen, für das Wohl des Landes sorgen. Dazu gehört es auch, höhere und bessere Standards für verbindlich zu erklären, als sie von der EU verlangt werden. Ausserhalb der Union kann Grossbritannien in der Landwirtschaft ökologischere Methoden durchsetzen, als sie von der EU verlangt werden und die auf das Klima Grossbritanniens besser zugeschnitten sind als auf dasjenige Frankreichs. Wer sich gegen die Vielfalt stellt, sagt laut Frost implizit auch, dass die EU-Gesetze perfekt seien und nie angepasst werden müssten. Gerade in der Epoche des Umbruchs und des Vordringens disruptiver Technologien komme es aber darauf an, auf Neues schnell reagieren zu können. Mit dem Brexit hat sich Grossbritannien die Kompetenz gesichert, auf entscheidenden Gebieten rasch handeln zu können. Wer für seine eigene Politik verantwortlich sei, Sorge für bessere Resultate, meint Frost.

Anpassungsfähigkeit — Grossbritannien sei wirtschaftlich nicht erpressbar, macht Johnsons Mann für den Brexit der EU klar. Im Gegensatz zum Bundesrat, der den direkten Zugang zum EU-Markt um jeden Preis behalten will, geht Frost deshalb nicht als Bittsteller an den Verhandlungstisch.

Er zweifelt an der Treffsicherheit jener zahlreichen Studien, die für Grossbritannien nach dem Austritt aus der EU ein schwarzes Szenario an die Wand malen. Diese Studien überschätzen den Einfluss von nichttarifären Handelshemmnissen und die Wirkung von Zollkosten – «und zwar in manchen Fällen um mehrere Grössenordnungen». Die Untergangspropheten gehen fälschlicherweise davon aus, dass die Produktivität der britischen Wirtschaft nach einem Austritt aus der EU tiefer sein werde. Es gibt viele Gründe, die dafür sprechen, dass sich die Produktivität nach der Befreiung von der EU-Bürokratie erhöhen wird, dass der Handel neue Impulse erhalten wird. Dieser Effekt lässt sich immer wieder bei Ländern beobachten, die sich dem Weltmarkt öffnen, nachdem sie eine Zeitlang von einem autoritären Regime regiert worden sind. Die meisten Brexit-Studien ignorieren diesen Mechanismus oder spielen dessen Bedeutung herunter. Zudem sind langfristige Prognosen über Anpassungsvorgänge auf der Konsumenten- und Unternehmerebene nicht zuverlässig. Moderne komplexe Volkswirtschaften sind anpassungsfähige Systeme. Sie finden stets Lösungen, mit denen zuvor niemand gerechnet hat.

Frost sieht deshalb den Verhandlungen mit der EU gelassen entgegen. Das Risiko von Friktionen oder höheren Barrieren macht ihm keine Angst. Er nimmt das in Kauf. Denn Johnsons Brexit-Mann ist überzeugt: Grossbritannien wird es ausserhalb der EU bessergehen. Mit



Unterhändler Frost.

dieser Ansage schränkt er den Spielraum für Kompromisse gleich zu Beginn der Gespräche ein. Entschieden wehrt er die Vermutung ab, dass es sich bei seiner ökonomischen Zuversicht bloss um ein taktisches Manöver handle. Sein entschlossenes Eintreten für die Werte Grossbritanniens ist keine taktische Haltung, sondern entspringt einer tiefen Überzeugung.

Kein Objekt der Verehrung — Frost weiss, dass Brüssel die EU-Skepsis der Briten nicht ernst nimmt. In Brüssel führe man die Brexit-Bewegung nicht nur auf ein irrationales, realitätsfremdes Bewusstsein zurück, sondern sogar auf eine fundamental falsche Weltanschauung. Er lässt sich davon nicht einschüchtern. Selbstsicher verteidigt der Chefunterhändler den Entscheid der Briten und erklärt, wie sie ticken. Sie gehen zur EU auf Distanz, weil sich die EU von einem Partnerschaftsabkommen für den freien Handel zu einem «Objekt der Verehrung» («object of reverence») gewandelt hat. Die Institutionen der EU sind für Briten abstrakt und entrückt – «wir konnten uns nie damit identifizieren». Man habe sich in der EU wie ein Gast gefühlt, der von einer Party genug habe und den Weg nach draussen suche, weil er sich mit den Zielen der Feier nicht identifizieren kann.

Transparenz — Der Austritt aus der EU ist für Frost eine Revolte gegen das System EU und gegen die Politik der EU, die für den ganzen Kontinent alles über einen Leisten schlägt, und ein Aufstand gegen eine Politik, deren Schlüsseltexte für den Durchschnittsbürger unverständlich sind.

Misstrauen gegenüber der Macht — Als Aufstand der Demokraten bezeichnet Frost den Austritt aus der EU. Er bezieht sich dabei auf einen der grossen britischen politischen Philosophen: auf den konservativen Vordenker Edmund Burke. Stolz bekennt er sich zu dessen Gedankengut. Was Burke im späten 18. Jahrhundert schrieb, hält Johnsons Regierung bis heute für relevant. Der Zusammenhalt der Familie und nachbarschaftliche Strukturen sind in Burkes Weltbild natürlicher als abstrakte, gleichmacherische, von der Basis entrückte Systeme. Der Staat müsse laut Burke verschiedene Gewohnheiten und Kulturen zulassen. Das sei gerade auch für Grossbritannien wichtig, eine Union, bestehend aus mehreren Staaten.

Die Umsicht und Klugheit der Regierenden müssen für Bürger sichtbar sein, denn die Politiker sind nicht nur Delegierte, sondern Treuhänder des Allgemeinwohls. Misstrauen gegenüber der Macht und den Mächtigen ist für Burke die Triebfeder der Demokratie. Mit dem Austritt aus der EU will sich Grossbritannien erneut an diesen Prinzipien orientieren.

Beziehungen

Luftschlösser

Carrie Symonds will Boris Johnson heiraten. Wird nun alles anders?



Verlobte Symonds.

Psychologen sind sicher, dass Männer die Romantiker sind und Frauen die Realisten. Zumindest dann, wenn die gemeinsamen Ausflüge im Himmel des Verliebtseins zu Ende sind und die Liebe auf dem Boden der Tatsachen landet. Beim Kennenlernen bauen die Männer purpurne Luftschlösser, in die Frauen sich verführen lassen. Ein paar Monate später sind es dann die Frauen, die versuchen, beispielsweise aus einer Dreizimmerwohnung in einem Vorort, so gut es geht, ein kleines Schlösschen werden zu lassen.

Sie heisst Carrie Symonds, ist 31 Jahre alt und macht in Kommunikation, er heisst Boris Johnson, ist 55 Jahre alt, Premierminister und macht in Brexit, der im Grunde ja ein romantisches Vorhaben ist. Symonds macht an sich einen vernünftigen Eindruck, war Johnsons Wahlkampfmanagerin, dann seine Geliebte, seit ein paar Tagen seine Verlobte, bald, wenn Johnson seine zweite Scheidung durch hat, seine Frau und im Frühsommer wohl die Mutter seines (offiziell) sechsten Kindes (vier aus der zweiten Ehe, ein uneheliches).

Was hat Symonds da geritten, ausser letzten August Boris Johnson? Wahrscheinlich ist es dieser Schwangerschaftshormon-Cocktail, der sie in romantische Wallungen versetzte und verleitete zu glauben, mit ihr und Boris werde alles anders. Oder Boris werde anders. Natürlich glaubt Boris das, momentan, wohl auch und hat ihr bestimmt versichert, dass er in ihr endlich gefunden habe, was er zuvor bei drei oder dreissig Frauen vergeblich suchte. Wie immer solide hinbekommen, Boris, möchte man sagen – und Carrie viel Glück wünschen auf dieser Wolke, auf der sie noch über die Realität gleitet, und man möchte ihr zurufen, dass, wenn sie runterfällt, es auf dem Boden der Tatsachen noch ganz viele andere Männer gibt, auch wenn es nur wenige sind, die nicht sind wie Boris.

Michael Bahnerth

Personenkontrolle

Sommaruga, Akufo-Addo, Berset, Funicello, Docourt, Meyer, Wermuth, Nicolet, Moret, Graf-Litscher, Huber, Gallati, Gmür, Portmann, Kachelmann, Riexinger, Thunberg, Pence, Trump, Johnson

Simonetta Sommaruga, Pechvogel, musste eine leichte Enttäuschung verkraften. Die Bundespräsidentin hatte den Staatspräsidenten Ghanas, **Nana Akufo-Addo**, zu einem Staatsempfang nach Bern eingeladen. Aus diesem Anlass konnte unter anderem vermeldet werden, dass Ghana der wichtigste Kakao-bohnenlieferant der Schweiz sei. Sommarugas Departement hatte den Empfang zum historischen Anlass hochstilisiert. Es war nämlich erst der dritte Staatsbesuch von Vertretern eines Landes südlich der Sahara in der Schweiz – und sogar der erste, seit Ghana 1957 die Unabhängigkeit erlangte. Und so wollte Sommaruga das Ereignis auch in ein grosses Symbol für Afrika verwandeln. Was für ein Pech, dass am gleichen Tag Bundesrat **Alain Berset**, ein Parteikollege der Bundespräsidentin, wegen des Coronavirus den Ausnahmezustand über das Land verhängte und damit der Berner Bundesrätin gewaltig die Show stahl. Selten zuvor litt ein Staatsempfang unter einer solch krassen Nichtbeachtung durch die Medien. Wir empfehlen Sommaruga zum Trost eine Tasse warmen Kakao made in Ghana. (*hmo*)

Alain Berset, Krisenmanager, lässt die Bevölkerung wieder näher zusammenrücken. Das Bundesamt für Gesundheit teilt seit Tagen mit, dass man sich vor einer Ansteckung mit dem Coronavirus schützen könne, indem man zu seinen Mitmenschen zwei Meter Abstand halte. Wer zu einer erkrankten Person engen Kontakt hatte – «weniger als zwei Meter Abstand während mehr als fünfzehn Minuten» –, muss zwei Wochen in Quarantäne bleiben. Gesundheitsminister Berset überraschte derweil am Montag im Ständerat mit einer anderen Distanzangabe: Mit «ein oder zwei Meter» Abstand sei man auf der sicheren Seite. (*fon*)

Tamara Funicello, Aufsteigerin, ist neue Co-Präsidentin der SP Frauen. Die Berner Nationalrätin und ehemalige Juso-Chefin wurde von ihren Anhängerinnen mit grossem Mehr gewählt; sie wird der Organisation zusammen mit **Martine Docourt** vorstehen. Mit der Super-Feministin Funicello als



Rückzug und Angriff: Nationalrat Portmann.



Sicherheitsabstand: Trump (l.), Vize Pence.



Vorgestellt: Nationalrätin Graf-Litscher.



Forfait: Nationalrat Nicolet.

Frauenpräsidentin werden sich die Männer in den eigenen sozialdemokratischen Reihen wohl warm anziehen müssen. Sollte auch noch das ehemalige Juso-Spitzenduo **Mattea Meyer** und **Cédric Wermuth** im April von der SP-Basis neu an die Parteispitze gewählt werden, hätte der frühere Juso-Zirkel faktisch die SP übernommen. (*fon*)

Jacques Nicolet, Fernparlamentarier, fehlte bei der Frühlingssession. Der SVP-Nationalrat und Landwirt aus Lignerolle (VD) brach sich Anfang Jahr bei einem Sturz aus vier Meter Höhe das rechte und das linke Fersenbein. Der SVP-Politiker hat sich von dieser Verletzung noch nicht erholt und musste für die Frühlingssession Forfait erklären. Trotzdem stand am Dienstag ein Vorstoss von ihm im Ratssaal zur Debatte. Nicolet wusste sich zu helfen. Sozusagen vom Krankenbett aus schaltete sich der Romand ein, indem er von Nationalratspräsidentin **Isabelle Moret** eine Erklärung vorlesen liess, wonach er seine Motion mit dem Titel «Stopp den brachialen Umstrukturierungen bei Agroscope», dem Kompetenzzentrum der Schweiz für landwirtschaftliche



«Nützliche Arbeit»: Linke-Politiker Riexinger.

Forschung, wieder zurückziehe. (*hmo*)

Edith Graf-Litscher, Versprecherin, sorgte am ersten Tag der Frühlingssession im Nationalrat für Heiterkeit. Die SP-Politikerin aus dem Thurgau durfte den neuen Aargauer SVP-Nationalrat **Alois Huber**, Meisterlandwirt und Präsident des kantonalen Bauernverbandes, vor seiner offiziellen Vereidigung vorstellen. Huber ersetzt **Jean-Pierre Gallati**, der im November in den Aargauer Regierungsrat gewählt worden ist. Doch schon im ersten Satz verhaspelte sich die Ostschweizerin. Sie verwechselte Alois Huber mit **Alois Gmür**, dem langjährigen CVP-Nationalrat und Bierbrauer aus Schwyz. Ihren Irrtum bemerkte sie aber rasch, als alle im Saal lachten. Sie meine natürlich Alois Huber, Alois Gmür sei ja schon länger bei uns, korrigierte Edith Piaf, ääh, Edith Graf-Litscher ihr kleines Malheur. (*hmo*)

Hans-Peter Portmann, Mediziner, ist beim Versuch, auf der Coronavirus-Welle zu surfen, peinlich ausgerutscht. Auf Twitter

pries der Zürcher FDP-Nationalrat ein homöopathisches Mittel an. Dieses «soll eine Corona-Infektion abschwächen, weil es gut gegen Grippeerkrankungen aus der gleichen Viren-Familie vorbeugt». Seine virologischen Einsichten reicherte er mit der Aufforderung an, «diese Information» ebenfalls weiterzuleiten. Portmanns Äusserung provozierte aber eher das Gegenteil: Die Reaktionen fielen verheerend aus. So gab der Meteorologe **Jörg Kachelmann** seiner «Scham» darüber Ausdruck, dass «Politiker aus dem eigenen Land betrügerischen Zuckerdreck unschuldigen Menschen anpreisen». Sogar der Hersteller des homöopathischen Präparats distanzierte sich von Portmanns wunderlicher Empfehlung. Zu seiner Verteidigung leitete Portmann eine gewagte Doppelstrategie aus Rückzug und Angriff ein. Er löschte den kontroversen Tweet und verteidigte ihn gleichzeitig gegenüber dem Boulevardblatt *Blick*. (fsc)

Bernd Riexinger, Menschenfreund, gibt den Sozialisten ein mitfühlendes Antlitz. Nachdem eine Genossin angeregt hatte, die reichsten Deutschen «nach 'ner Revolution» zu erschiessen, korrigierte der deutsche Linken-Chef unter Beifall der Anwesenden: nicht erschiessen, sondern «für nützliche Arbeit einsetzen». Genau damit hatten deutsche Sozialisten, egal ob sowjetischer oder nationaler Couleur, reichlich Erfahrungen gemacht. (ky)

Greta Thunberg, Öko-Kriegerin, hinterlässt ökologisches Brachland, wo sie auf- und hintritt. Die Grünfläche vor dem College der west-englischen Stadt Bristol jedenfalls verwandelte sich in eine zertrampelte Schlammwüste, nachdem Thunberg dort gemeinsam mit Hunderten Schülern und Studenten an einer Mahnwache teilgenommen hatte. Besorgte Umweltschützer haben bereits 14 000 Pfund gesammelt, um College Green wieder zu begrünen. (ky)

Mike Pence, Corona-Fighter, muss sich selber Sorgen wegen einer Ansteckung machen, weil er bei einem Auftritt an der Sarasota-Militärakademie die Hände von Kadetten geschüttelt hat. Einer von ihnen befindet sich mittlerweile in Quarantäne, nachdem seine Mutter positiv auf das Virus getestet worden ist. Auf alle Fälle sollte sich der Vizepräsident nun von seinem Chef **Donald Trump** fernhalten, der bekanntlich ein Bakterienphobiker ist. (ky)

Boris Johnson, Serienschürzenjäger, will diesmal wenigstens ein vorbildhafter Vater sein. Für das im Frühsommer erwartete Baby seiner derzeitigen Partnerin Carrie Symonds will der Britenpremier «höchstwahrscheinlich» Vaterschaftsurlaub nehmen. Statt mit der EU zu verhandeln, würde er dann Windeln wechseln – was für Johnson vermutlich mehr oder minder auf dasselbe hinausläuft. (ky)

Nachruf



Champion des zweihändigen Brachialstils: Jazzmusiker «Buddha» Scheidegger.

Adolf «Buddha» Scheidegger (1940–2020) — Sie nannten ihn «Buddha». Zeitlebens eine stattliche Erscheinung, brachte er mit zwanzig 110 Kilo auf die Waage. «Der zweite Grund für meinen Übernamen», sagte er einmal, «ist mein sanft abgeklärtes Wesen.» Das war nicht ohne Selbstironie gemeint, aber Buddha war wirklich ein herzlicher, humorvoller, in mehrfacher Hinsicht hedonistisch begabter Mensch mit einem grossen Quantum an dem, was auf Soziologisch «Sozialkompetenz» heisst: eine unabdingbare Voraussetzung für seine juristische

Karriere vom Gerichtsschreiber zum Bezirksanwalt zum Oberrichter zum Vorsitzenden der II. Strafkammer des Zürcher Obergerichts. Als Jurist bestand er auf der «Fähigkeit, die Gefühle nicht mit Fakten zu vermischen». Gefühlen liess er in der anderen Sphäre seiner Doppelnatur freien Lauf.

Mit Buddha Scheidegger verlieren wir nach dem Genfer Henri Chaix den fulminantesten Schweizer Jazzpianisten der traditionellen Stilrichtung genannt Stride. Er war *the strongest left hand in town*, ein immer brillanterer Meister jener vitalen Spielform, die Pianisten wie Willie «The Lion» Smith, James P. Johnson und Fats Waller in den 1920er/1930er Jahren entwickelt hatten. Ein Champion des zweihändigen pianistischen Brachialstils: links das rhythmische und harmonische Fundament des federnd springenden Basses, rechts die sich ornamental rankende wirbelnde Melodik. Eine totale pianistische Spielart, sich selbst genug. Dass Buddha dennoch gern den grösseren Verband suchte, mit den Gamblers begann und diese als Buddha's Gamblers weiterführte, hing mit seinem sozialen Naturell zusammen, seinem kommunikativen Genie. Auf banal pausbäckigen «Dixieland» war er dabei nie aus, Buddhas Ding war zunehmend ein handfester, aber sophistizierter Swing. Aber natürlich war der Musik aus einer heilen Welt. Mit den dissonanten Aspekten der menschlichen Natur hatte er auf der anderen Seite seiner Doppelsexistenz genug zu tun.

Buddha Scheidegger starb am 22. Februar in Zürich. *Peter Rüedi*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Öffentliche Beschaffungen: Mehr als nur der Preis zählt

Ab Montag, 9. März, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 16. März,
täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv

Volksferner Superdemokrat

Von Christoph Mörgeli

Laut Ankündigung einer Buchvernissage ist Roger de Weck «der bekannteste Publizist der Schweiz». Sein neuestes Werk trägt den Titel «Die Kraft der Demokratie». Nur steht da mit keinem Wort, was die Demokratie entkräftet: die Nichtumsetzung von Volksentscheiden, die automatische Rechtsübernahme von der EU, ein EU-Beitritt, fremde Richter oder Bundesrichter, die sich zu Gesetzgebern putschen.

Doch in der Welt des Roger de Weck ist die hiesige Demokratie bedroht durch «reaktionäre Politik», «Krawallmarketing» oder «Rufmordangriffe». Die «plutokratische Dynastie Blocher» wolle die Institutionen «zerrütten». Wie wenn sich Christoph Blocher zwecks Zerrüttung der Institutionen durch die Institutionen Gemeinderat, Kantonsrat, Nationalrat und Bundesrat gekrampft hätte. Und ausgerechnet der Ex-Chefredaktor des *Tages-Anzeigers* und Generaldirektor sämtlicher SRG-Staatssender jammert über Blochers «Medienmacht».

Roger de Weck, Sohn eines Generaldirektors der Bankgesellschaft, schimpft über «Marktgläubige» und «Spekulanten». Der millionenschwere Immobilienbesitzer empört sich über «Ultrakapitalisten» und spielt sich auf als Guerillakämpfer der Recht- und Besitzlosen. Vor allem tobt Roger de Weck über «drei Jahrzehnte SVP-Dominanz». Wäre das die Wirklichkeit, hätten wir kaum Rekorde an Staatsausgaben, Staatsquoten und Staatsangestellten. Roger de Weck, der so viele Milliarden SRG-Zwangsgebühren einsackte wie niemand zuvor, lebt in einer Parallelwelt. Als Analyst der Schweizer Innenpolitik hat er das Differenzierungsvermögen eines Fünfjährigen.

Völlig unparteiisch moderiert die grüne Parteipräsidentin Regula Rytz durch den Abend im Zürcher «Kaufleuten». Einziger Sponsor der Veranstaltung für Roger de Wecks «Streitschrift» gegen Demagogen und Populisten ist die Zürcher Kantonalbank. Sie war vor 150 Jahren eine Gründung der Demokraten, die damals sehr «populistisch» für Volksrechte und gegen Eliten und Institutionen kämpften. Die ZKB ist die Bank der werktätigen Bürger, Gewerbler und Bauern. Also der typischen SVP-Wähler. Eine Bank mit Staatsgarantie, die es so garantiert nicht mehr gäbe, wenn die Schweiz EU-Mitglied würde – wie es de Weck seit je vergeblich fordert. Die *Weltwoche* nennt er übrigens «reaktionär». Ein Kompliment. Tatsächlich: Die *Weltwoche* reagiert. Auch auf seinen 326-seitigen Quark.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Berset erwischt SVP auf falschem Fuss

Von Peter Bodenmann — In der Krise wollen Herr und Frau Schweizer mehr Staat und weniger Krisen-Aeschis.



Autosalon abgeschossen. Basler Fasnacht versenkt. Lugano gegen Ambri vor leeren Rängen.

Das Coronavirus ist politisch und medial fest in Oberwalliser Hand. Der «Grufti» Beda Stadler geniesst seinen Lebensabend in Zeneggen ob Visp. Und seine Auftritte in der «Arena». Pascal Strupler wuchs in Naters auf und Daniel Koch in Brig.

In den Schweizer Spitälern sind nicht einmal zwanzig Prozent der Ärzte und Pflegenden gegen Grippe geimpft. Seit Jahr und Tag fordert Beda Stadler zu Recht einen Impfzwang für alle, die in Spitälern und Altersheimen arbeiten. Leider liess Sandro Brotz in der «Arena» den Oberwalliser nicht seine Position entwickeln. Warum wohl?

Die SVP versuchte das Coronavirus politisch zu instrumentalisieren. Steile Thesen und noch steilere Forderungen jagten sich: Das Virus stamme aus einem chinesischen Militärlabor. Man müsse im Tessin die Grenzen schliessen, obwohl ohne Grenzgängerinnen und Grenzgänger die medizinische Versorgung der Südschweiz zusammenbräche. Und der Zuger SVP-Nationalrat Thomas Aeschi forderte gar die Schliessung des Bundeshauses und die Absage der Session. Arbeiten sollen gefälligst die andern. Ängste werden politisch instrumentalisiert, um unsere Seelen fremdenfeindlich aufzuladen.

Der Gesamtbundesrat und Bundesrat Berset haben alle überrascht. Der Genfer Autosalon fällt ins Wasser. Die Basler Fasnacht geht ohne Piccolos flöten. Und Lugano verlor am Samstag

in einer menschenleeren Halle gegen Ambri. Die Kritik der SVP fiel parallel dazu ins Wasser. Denn Frau und Herr Schweizer wollen vor realen oder vermeintlichen Gefahren geschützt werden. Vom Papa Staat, diesmal personifiziert durch Alain Berset. Und dies darf auch *es bitzeli* weh tun.

Bundesrätin Viola Amherd – noch eine aus dem Oberwallis – liess mitteilen, die Armee sei bereit, um im Kampf gegen das Coronavirus zu helfen. Wer's glaubt, wird selig. Aber Zusagen der Armee schaffen Vertrauen.

Die Börsen brechen ein. Der Schweizer Franken und mit ihm die Wirtschaft leiden unter den Währungsspekulanten. In vielen Zürcher Hotels hat sich die Zahl der Übernachtungen bereits halbiert.

Die beiden zuständigen Bundesräte Ueli Maurer und Guy Parmelin haben sich bisher nicht viel überlegt, wie der Auftritt des stellvertretenden Seco-Direktors Eric Scheidegger am Samstag belegte. Die Fragen von *Weltwoche*-Redaktor Hubert Mooser – auch noch ein Oberwalliser – hat er nicht ganz begriffen.

Unter dem Druck der Gewerkschaften macht Parmelin jetzt einen runden Tisch. Pierre-Yves Maillard hat bereits flankierende Massnahmen auch zugunsten der betroffenen KMU formuliert. Auch diesen Zug scheint die SVP als Partei zu verpassen. Was ist da los?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Eine bizarre Geschichte

Von Kurt W. Zimmermann — Das Schweizer Fernsehen ist finanziell vom Konkurrenten Ringier abhängig.

Beim Schweizer Fernsehen gibt es ein paar schöne, jährliche Traditionen. Es gibt jedes Jahr eine Neujahrsansprache des Bundespräsidenten, es gibt jedes Jahr eine Laubhornabfahrt, und es gibt jedes Jahr ein Gejammer.

Das Gejammer wird jeweils von SRG-Generaldirektor Gilles Marchand angestimmt. Im Jahresrhythmus kündigt er ein neues Sparprogramm an und sagt dann mit gebrochener Stimme: «Das tut weh.»

Der Grund für Marchands Wehleid sind die Werbeeinnahmen des Fernsehens. Die gehen rasant zurück. Im letzten Jahr sanken sie um 30 Millionen Franken auf noch rund 170 Millionen. Das ist ein rekordmässiger Tiefstand, fast 100 Millionen weniger als noch vor fünf Jahren.

Und jetzt kommt der Clou: Der Einbruch bei seinen Werbeumsätzen liegt nicht in der Verantwortung des Schweizer Fernsehens. Er liegt in der Verantwortung von Ringier. Das private Medienhaus Ringier akquiriert und verkauft im Auftrag der SRG die TV-Spots für den öffentlichen Sender.

Das Schweizer Fernsehen ist der einzige öffentliche TV-Sender, der seine Werbeakquisition an einen privaten Anbieter delegiert hat. Bei ARD, ORF, RAI oder France 2 wäre solche Selbstkastration undenkbar.

Diese Fremdvergabe ist darum so bizarr, weil die Werbeeinnahmen die einzige Finanzquelle sind, welche die SRG aus eigener Kraft beeinflussen kann, anders als bei den Gebühren, die von der Politik festgelegt werden. Noch bizarrer ist der Zustand, weil Ringier vor wenigen Wochen sein Blick-TV startete und damit zu einem der wichtigsten Konkurrenten des Schweizer Fernsehens wurde. Beide fischen im selben Werbeteich.

Man muss sich das etwa so vorstellen, wie wenn die Mercedes-Händler den Verkauf von BMW-Autos übernehmen. Es ist dann nicht erstaunlich, wenn der Absatz von BMW sinkt.

Die Abnormität entstand im Jahr 2016. Damals hatten Ringier-CEO Marc Walder und der frühere SRG-Generaldirektor Roger de Weck eine hochfliegende Idee. Sie legten ihren gesamten Werbeerwerb von *Schweizer Illustrierte* bis SRF 1 zusammen. Als Dritten nahmen sie die Swisscom ins Boot. Die gemeinsame Firma, genannt Admeira, sollte bessere Umsätze und tiefere Kosten bringen.

Die Werbeallianz wurde für Walder wie für de Weck zum grössten Flop ihrer sonst gelungenen Managerkarrieren. Das gemeinsame



Tristes Dauerdebakel: Ringier-CEO Walder.

Unternehmen war ein tristes Dauerdebakel. Bald trennten sich die drei Partner wieder.

Geblichen von der hochfliegenden Idee ist heute nur eines: Das private Unternehmen Ringier vermarktet weiterhin die TV-Werbung der öffentlichen SRG.

Ringier aber vermarktet schlecht. In den letzten drei Jahren ist die TV-Werbung um 60 Millionen Franken geschrumpft, im Vergleich ein merklich stärkerer Rückgang als in den drei Jahren zuvor.

Jetzt kommt die bizarrste Episode in diesem bizarren Stück. Weil ihre Werbeumsätze sinken, ruft die SRG-Lobby nun nach staatlicher Unterstützung, konkret: nach mehr Gebührengeldern. Damit wird der Fall zur Groteske. Der Staat soll also die Marketing-Schwäche des SRG-Managements korrigieren.

Fassen wir zusammen: Die SRG begibt sich in die Abhängigkeit von Ringier. Ringier liefert nicht, was die SRG erwartet. Also soll der Staat die Abhängigkeit der SRG von Ringier finanziell ausbügeln. Das ist höherer etatistischer Blödsinn.

Die Lösung ist einfach, weil marktnah: SRG-Chef Marchand muss den Vertrag mit Ringier kündigen und den TV-Werbeverkauf in die eigenen Hände nehmen. Das nennt man unternehmerisch.

Unternehmerisch bei der SRG? Oje, oje. Dann doch lieber mehr Gebühren.

Wo ist Mutti?

Von Henryk M. Broder — Orientierungslos, aber freundlich.

Während einer Sitzung der CDU/CSU-Bundestagsfraktion im September 2015 soll Kanzlerin Merkel Kritikern ihrer Politik der offenen Grenzen entgegengehalten haben: «Ist mir egal, ob ich schuld am Zustrom der Flüchtlinge bin. Nun sind sie halt da.» Der Satz wurde weder von der Kanzlerin noch einem ihrer Sprecher bestätigt oder dementiert. Er passte allerdings in eine Reihe anderer Äusserungen der Kanzlerin, mit denen sie ihre Politik rechtfertigte: «Wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen dafür, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen – dann ist das nicht mein Land.»



Viereinhalb Jahre später mag sich die Kanzlerin innerlich von Deutschland verabschiedet haben, zeigt aber noch immer ein freundliches Gesicht. Sie ist allerdings nicht imstande, eine Lage zu erfassen und angemessen zu reagieren. Solange es nur um Situationen ging, die mit Geld und noch mehr Geld befriedet werden konnten, musste man sich keine Sorgen machen. Es machte keinen grossen Unterschied, ob Griechenland seine Schulden in zwanzig, vierzig Jahren oder niemals bezahlen würde. Nun aber geht es um ein Virus, das sich von China auf den Weg gemacht hat, die Welt das Fürchten zu lehren. Wie reagiert die Kanzlerin auf eine solche Bedrohung, welchen Rat gibt sie den von ihr Regierten? Sie sollten «Mass und Mitte» bewahren, sagte sie bei einem Empfang in ihrem ostdeutschen Wahlkreis. Jeder Einzelne könne dazu beitragen, «mit dem Virus klarzukommen», sie zum Beispiel werde «heute Abend niemandem die Hand» geben.

Wie nennt man so etwas? Einfalt? Naivität? Unverstand? Kontrollverlust? Die Kölner Oberbürgermeisterin Henriette Reker hat schon vor Jahren Frauen den Rat gegeben, «mindestens eine Armlänge Abstand» zu Fremden zu halten, um sexuelle Übergriffe zu vermeiden. Reker ist zwar parteilos, tickt aber ähnlich wie Merkel, von der man seit dem Empfang nichts mehr gehört hat. Sie ist abgetaucht. Der Mann, der ihr Nachfolger werden möchte, Armin Laschet, derzeit Ministerpräsident in NRW, läuft sich schon mal warm. Die Lage sei «unter Kontrolle», behauptete er in der *Bild*, die Bürger sollten «das Leben normal weiterführen, weiter einen kühlen Kopf bewahren», nur nicht «die Nerven verlieren». Dann würden wir es schaffen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Meine schwangere Freundin will ihr Kind, sofern es ein Mädchen wird, auf den Namen «Greta» taufen. Darf man das?

Angela Georg, Rona

Eine fürwahr delikate Situation, die viel Finger-spitzengefühl verlangt. Vielleicht arrangieren Sie ein Treffen mit Klaus Stöhlker, um ihn im Beisein Ihrer schwangeren Freundin so beiläufig zu fragen, ob er seine Söhne auch heute noch Fidel und Raoul taufen würde. Oder mit einer der zahllosen Jacquelines, die nach Kennedys Ermordung (aber noch vor der Onassis-Heirat) geboren wurden. Wenn das nichts nützt, laden Sie Adolf Ogi (Jg. 1942) zum Abendessen ein. Letzte Option: Gründen Sie einen Greta-Garbo-Fanklub. *Alex Baur*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Bundesrätin Amherd hat es geschafft, die Seilschaften im Instruktionskorps zu kappen.» *Benno Blatter*

Gekappte Seilschaften

Nr. 9 – «Applaus von allen Seiten»; Hubert Mooser über Viola Amherd

Der Autor mag recht haben, aber Bundesrätin Amherd hat es geschafft, die Seilschaften im Instruktionskorps zu kappen, was die Vorsteher Maurer und Parmelin nicht zuwege brachten. Bei diesen Seilschaften stand die Kompetenz nicht immer an erster Stelle. Die Ereignisse in der Militärführung in letzter Zeit hat dies eindeutig gezeigt. So gab es in der Armee 95 im Stab der Fest Br 13 einen Oberstleutnant im Generalstab, der nie für die Beförderung zum Oberst eingeplant war. Dank den Seilschaften in der Armee XXI wurde dieser befördert zum Obersten, Brigadier, Divisionär und Korpskommandanten und steht jetzt als Überzähliger da. Der neue Armeechef bestätigt die Kappung der Seilschaften. *Benno Blatter, Malix*

Gehässiger Abgang

Nr. 9 – «Wunderknabe des Wettbewerbs»; Kurt W. Zimmermann über Roger Schawinski

Mit seinem gehässigen Abgang vom Medium, das er jahrzehntelang beschimpft hat, zeigt Schawinski sein wahres Gesicht. Mit ihrem mutigen Entscheid zeigt Frau Wappler beachtenswertes Rückgrat, welches sowohl Roger de Weck wie auch Gilles Marchand offensichtlich fehlt(e). *Nicolas W. Oetterli, per E-Mail*

Die USA haben ihre Unschuld längst verloren
Nr. 8 – «Hollywoods langsamer Abschied»
von Michael Bahnerth

Als Knabe habe ich die GIS bewundert, die nach dem Sieg über Deutschland bei uns zum Essen geladen waren. Die Ereignisse des Koreakrieges (1950–1953) haben wir tagtäglich in der NZZ verfolgt und mit den Uno-Truppen, hauptsächlich Amerikaner, gelitten und gehofft. Nach der Niederlage der Franzosen 1954 in der Schlacht von Dien Bien Phu verfolgten wir wiederum mit Sorge und Anteilnahme den zunehmenden Einsatz von US-Truppen in Vietnam. Wir schenkten damals noch der NZZ-Berichterstattung Vertrauen und übernahmen auch die Domino-Theorie. Erst später erfuhren wir von der massiven Lüge von US-Präsident Lyndon B. Johnson den Tonkin-Zwischenfall betreffend, der für Johnson die «Begründung» war, direkt mit der US-Kriegsmaschinerie in äusserst verheerender Weise in den seit 1956 andauernden Vietnamkrieg einzugreifen. Der Tonkin-Zwischenfall aber hat so nie stattgefunden. Da



«Wahres Gesicht».

brach für uns eine Welt zusammen. Das hat sich bis heute mit den weiteren US-Präsidenten bis und mit Trump nicht geändert.

Jürg Walter Meyer, Leimen (D)

Von wegen angestaubt

Nr. 8 – «Eng sitzt der Maulkorb»; Serkan Abrecht über das Historische Museum Basel

Es fällt auf, dass nur die eine Seite zu Wort kommt; ein Richter kann aber nur urteilen, wenn er auch die andere Seite hört. Zudem sollen die unwahren Aussagen zu den Winterthurer Verhältnissen richtiggestellt werden. Als ehemaliger Leiter des Museums Oskar Reinhart während fast dreissig Jahren (krankheitsbedingte Entlassung wegen MS) kenne ich die Fakten sehr genau. Das Legat von 1,2 Millionen Franken erfolgte bereits 2009 und stammte von einem deutschen Liebhaber des Hauses (vgl. Korrespondenz mit der deutschen Juristin Dr. Tamara Völk sowie das 2012 erschienene Buch «Oskar Reinhart – Mensch, Sammler, Stifter», S. 103). Dass übrigens Teile der Kunstsammlung von Dr. Christoph Blocher in Winterthur zu sehen waren, geht zurück auf das Jahr 2010, als das Kunstmuseum Bern viele Anker-Gemälde aus seiner Sammlung ausstellte. Beim Eröffnungssessen fragte mich Dr. Blocher, weshalb ich im Rollstuhl sitze, und sagte, dass er seine Bilder gerne in Winterthur zeigen würde, nach einem Wechsel im Stadtpräsidium. Fehlmann übernahm kein angestaubtes Museum, sondern eines, das aufwendig restauriert

und auf den aktuellsten Stand gebracht worden war – nur für spektakuläre Aktionen war kein Geld da.

Peter Wegmann, Winterthur

Ton der Zukunft?

Nr. 8 – «Steuerhinterzieher verraten?»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Jeder Schweizer hat das Recht, seine Meinung frei zu äussern. Auch ein altgedienter Politiker, besonders wenn er Gastrecht in der *Weltwoche* genießt, darf und soll Vorkommnisse kommentieren. Allerdings dürfte man von ihm erwarten, dass er sich sprachlich um eine gewisse Zurückhaltung bemüht. Einen ehemaligen Bundesrat als «Grüssaugust» und «Übergangspapst» zu bezeichnen, ist das eine. Die Schweiz als «zahnlos» zu bezeichnen – «Der heutige Bundesrat müsste, wenn er Rückgrat hätte...» oder «Weil alle einheimischen und fremden Speichellecker Angst haben vor...» ist das andere. Ist dies der politische Ton der Zukunft? Respektvoll ist er leider nicht.

Gustav Werder, Aarau

Meisterstück

Nr. 8 – «Vater des Wirtschaftswunderlandes»;
Christoph Mörgeli über Georg Stucky

Mit dem Artikel über Georg Stucky ist der *Weltwoche* wirklich ein Meisterstück gelungen (im Gegensatz zu Erich Aschwanden in der NZZ, der unseren Kanton Zug kaputtzuschreiben wollte). Als eingeborener Zuger kenne ich Georg Stucky sehr gut, durfte ich doch als ehemaliger Präsident der FDP der Stadt Zug, Kantonsrat und Präsident der evangelisch-reformierten Kirche vom erfahrenen Georg Stucky sehr wertvolle politische Ratschläge entgegennehmen. Bis vor wenigen Jahren nahm Georg Stucky v/o Gock an unserem jährlichen Kapaunsessen der Zuger Altpfader teil. Und er besuchte auch unsere Veranstaltungen der von mir geleiteten Aktion für eine vernünftige Energiepolitik Schweiz (Aves). Danke für Ihren ausgewogenen Beitrag.

Rudolf Balsiger, Oberwil ZG

Schlag ins Gesicht

Nr. 7 – «Fremde Fötzel»;
Editorial von Roger Köppel

Am einfachsten ist die Causa Thiam zu beurteilen, wenn man sich an die Fakten hält: Herr Thiam verliert einen «Topshot» (Iqbal Khan) an die direkte Konkurrenz. Im Anschluss an Khans Abgang wird dieser durch Dilettanten (!) beschattet. Option 1: Herr Thiam hat die dilettantische Beschattung selber angeordnet – dann muss er weg. Option 2: Ein Thiam direkt Unterstellter hat die Beschattung angeordnet, ohne dass Herr Thiam es merkte respektive ohne Handlungsrichtlinien von diesem in dieser

Sache zu haben – dann muss Herr Thiam weg, weil er offensichtlich weder professionell führt noch seinen «Laden» im Griff hat. Weshalb ist meine Beurteilung so konsequent und kompromisslos? Wer ein Millionensalär wie jenes von Herrn Thiam bezieht, verliert das Recht auf Amateurfehler – und, übrigens, meiner Meinung nach auch das Recht auf eine Abfindung. Jede solche wäre ein weiterer Skandal und ein Schlag ins Gesicht jedes Selbständigen und jedes Arbeitnehmers.

Hans-Peter Brader, Opfikon

Nie einen Staat versprochen

Nr. 6 – «Trump-Plan legalisiert Status quo»;
Kolumne von Herodot

Kolumnist Herodot irrt. Die rechtsgültige Balfour-Erklärung von 1917 bildete die Basis für die Schaffung der jüdischen Heimstätte, bestimmt für die Juden weltweit. Den Palästinensern wurde nie ein Staat versprochen. Das Westjordanland ist Teil des jüdischen Mandatsgebiets zwischen Jordan und Mittelmeer, weshalb Siedlungen legal sind (wenn nicht auf Privatland von Palästinensern). Ein Irrtum auch das Mantra von den «Grenzen von 1967», weil es diese rechtlich nicht gibt. Gemeint ist die Waffenstillstandslinie von 1949, die jedoch keine künftigen Grenzen präjudizieren darf.

Hanspeter Büchi, Stäfa

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förllibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Fragen Sie Dr. M.

Der Experte für alle Lebenslagen

Ganz offen gefragt: Worin besteht für Sie der Sinn des Lebens? Gibt es einen Sinn des Lebens? Wie haben Sie diese Frage für sich beantwortet? R. M., Richterswil

Worin besteht der Sinn des Lebens? Ganze Heerscharen von Gelehrten und Grüblern haben sich in diese Frage verbissen. Ich sage Ihnen meine Meinung: Der Sinn des Lebens ist das Leben! Wir sind, weil wir sind. Wir können ja nichts dafür, dass wir geboren und aufgezogen wurden, und für vieles mehr im Leben können wir auch nichts. Das Leben ist uns einfach gegeben. Dass wir dieses gegebene Leben leben, ist der Sinn des Lebens. Meines Erachtens ergibt es wenig Sinn, diese Frage mit philosophischen oder moralischen Weisheiten auszudehnen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förllibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert.

Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

«Ich möchte nie aufhören, Fragen zu stellen.»

Patrick Frost
Group CEO
zum selbstbestimmten Leben



Dynamik im Bundesrat.

Operation «besondere Lage»

Der Bundesrat hat die Schweiz wegen des Coronavirus zu einer Art Krisenregion erklärt. Wie kam dieser aussergewöhnliche Entscheid zustande? Die treibende Kraft war Alain Berset, unterstützt von Ignazio Cassis und Karin Keller-Sutter. *Von Hubert Mooser*

Hat man das jemals schon so erlebt? Fussballspiele werden abgesagt, Hockeyspiele finden vor leeren Rängen statt, an der ETH Zürich wurde die Master-Feier gestrichen, in Basel und Bern die Fasnacht abgeblasen, in der Firma Lonza im Wallis italienischen Grenzgängern am Morgen vor Arbeitsbeginn das Fieber gemessen. Auch das eidgenössische Parlament, das am Montag die Frühlingssession in Angriff nahm, ist betroffen. Das Publikum muss diesmal draussen bleiben. Der vom Bundesrat wegen der Ausbreitung des Coronavirus verhängte Ausnahmezustand greift in alle Lebensbereiche der Schweizerinnen und Schweizer.

Freilich muss man jedes Virus, das wie der Covid-19-Erreger leicht übertragbar ist, die Lunge befällt und zum Tode führen kann, ernst nehmen. Es ist aber ebenso eine Tatsache, dass Millionen von Fake-Meldungen über die sozialen Netzwerke die Ängste befeuern. Eine der

Kernfragen in solchen Situationen ist: Wann ist der richtige Zeitpunkt für ein Notfallszenario, das die halbe Schweiz lahmzulegen droht, aber die Verbreitung von Covid-19 bremst? Am letzten Freitag fand der Bundesrat, es sei nun der Moment gekommen, eine «besondere Lage» festzustellen und die entsprechenden Massnahmen anzuordnen. Seither sind Veranstaltungen mit über 1000 Personen verboten. Der Bundesrat stützte sich beim Entscheid vor allem auf die Einschätzungen von Gesundheitsminister Alain Berset (SP).

Maurer zeigte sich skeptisch

Der Gesundheitsminister sei letzten Dienstag besorgt und alarmiert von einem Treffen in Rom mit Amtskollegen der umliegenden EU-Staaten sowie von Kroatien und Slowenien zurückgekehrt, heisst es in Bern. Berset muss dabei den Eindruck gewonnen haben, dass die

Situation in Italien ausser Kontrolle geraten ist. Jedenfalls sagte er das später vor den Medien. Die angeblich chaotischen Zustände in Italien dienten der hiesigen Landesregierung als Legitimation, um erstens eine «besondere Lage» nach Artikel 6 des Epidemiengesetzes festzustellen und zweitens die Führung bei der Bekämpfung der Krankheit Covid-19 zu übernehmen. Vor allem die Kantone unter Leitung der Präsidentin der kantonalen Gesundheitsdirektorenkonferenz, der St. Galler Regierungsrätin Heidi Hanselmann, drängten den Bundesrat seit Tagen zu diesem Schritt, nachdem einzelne Kantone vorgeprescht waren und Veranstaltungen verboten hatten, andere aber vorerst nichts unternehmen wollten. Zu diesem Zeitpunkt waren noch keine Fälle in der Schweiz bekannt.

Die Frage war deshalb nicht mehr, ob man ein Notfallszenario auslösen wollte, sondern mit welcher Konsequenz. Wie Recherchen zeigen,



stufen vor: normale Lage, besondere Lage und ausserordentliche Lage.

Wieso nur Grossanlässe?

Die Dynamik im Bundesrat bei diesem Dossier war speziell. Mit Aussenminister Ignazio Cassis sitzt der frühere Tessiner Kantonsarzt in der Regierung. Cassis war 2012 bei der Beratung des neuen Epidemienetzes einer der Hauptakteure. Als Tessiner stand er auch unter dem Eindruck der Situation in seinem Heimatkanton, der wegen der engen wirtschaftlichen Verflechtungen mit Italien als besonders gefährdete Region gilt. Hier wurde auch Patient eins in der Schweiz registriert. Und der Präsident der Tessiner Ärztekammer, Franco Denti, warf dem Bundesrat vor, er habe die Situation im Tessin und in der Lombardei nicht kapiert.

Würde es nicht Sinn machen, Verkehrsknotenpunkte miteinzubeziehen?

Cassis musste von Berset nicht mehr überzeugt werden. Dasselbe gilt für FDP-Bundesrätin Karin Keller-Sutter, die Gattin des Direktors der Stadtzürcher Gesundheitsdienste – sie war ebenfalls sensibilisiert für die drohende Gefahr.

Ähnlich gross war das Verständnis im Parlament. Der Bundesrat musste sich nach seinem Entscheid kaum Kritik aus der Politik gefallen lassen. Viele stellen sich allerdings gewisse Fragen, wie zum Beispiel der Solothurner Stadtpräsident und FDP-Nationalrat Kurt Fluri. Wieso hat man das Verbot nur für Grossveranstaltungen beschlossen? Würde es nicht auch Sinn machen, Verkehrsknotenpunkte miteinzubeziehen, wo zu Stosszeiten die Menschen dicht beieinanderstehen? Er wundere sich auch über die unterschiedliche Handhabung des Problems durch die Kantone: «In einigen Kantonen sind Veranstaltungen mit 50 Personen verboten, in anderen sind andere Regeln gültig.» Das wirkt für den Solothurner Politiker nicht sehr glaubwürdig.

Mehr Aufklärung, mehr Aufregung

SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher nahm mit Mundschutz im Nationalrat Platz – zum Schutz von sich selber und ihrer Umgebung, gab sie den Medien zu verstehen. Offenbar ist das Tragen von Schutzmasken im Nationalrat jedoch verboten. Nationalratspräsidentin Isabelle Moret forderte die SVP-Nationalrätin mit Verweis auf die Saalordnung auf, die Maske abzulegen oder sonst den Ratssaal zu verlassen. Das Tragen von Schutzmasken sei verboten. Später durfte sie wenigstens für die Abstimmungen mit der Maske in den Saal zurück. Martullo-Blocher hält die Schutzmassnahmen im Parlament für ungenügend. Sie wolle das Virus nicht irgendwie mitnehmen und in Graubünden

oder in der EMS-Chemie Leute anstecken. Hat Martullo-Blocher da etwas falsch verstanden? Hat nicht das BAG vor allem Kranken das Tragen von Schutzmasken empfohlen?

Wenn es das Ziel von Gesundheitsminister Berset und des Bundesrats war, die Bevölkerung zu beruhigen, dann ist das bisher alles andere als gelungen. Je mehr der SP-Bundesrat oder sein BAG in den letzten Tagen informierten, desto heisser liefen die Telefone in der Zentrale der bundesbernischen Gesundheitsbehörden. Am Ende der letzten Woche registrierte das Amt täglich gegen 1400 Anrufe. Ob sich mit Bertschs Massnahmenplan, der am Montag weiter verschärft wurde – von Händeschütteln wird jetzt abgeraten –, neue Übertragungsketten verhindern oder die Ausbreitung des Virus abbremsen lassen, weiss zurzeit niemand. Täglich werden neue Fälle von Ansteckung bekannt, und die vom Bundesamt für Gesundheit veröffentlichten Fallzahlen lesen sich inzwischen wie die Frontberichte aus einem Armeebulletin. «Stand: 2. März 2020, 17.30 Uhr: Das Referenzlabor für neu auftretende Viruserkrankungen (NAVI) in Genf hat in der Schweiz in 30 Fällen Ansteckungen mit dem neuen Coronavirus bestätigt.»

Angeschlagener Ruf der WHO

Doch wie gefährlich ist das Virus tatsächlich? Weltweit sind mehr als 90 000 Ansteckungen (Stand Dienstagmittag) mit dem neuen Coronavirus gemeldet. Für die meisten Menschen verläuft die Krankheit mild. Jedoch können vor allem ältere Personen schwer erkranken. 3118 Menschen sind verstorben. Insgesamt gelten aber auch mehr als 48 000 Menschen wieder als geheilt. Das Mass aller Dinge sind für Bundesrat und Gesundheitsbehörden in solchen Situationen die Einschätzungen der Weltgesundheitsorganisation WHO. Das ist auch im Epidemienetz von 2012 so festgehalten.

Demnach liegt die vom Bundesrat letzte Woche festgestellte besondere Lage unter anderem dann vor, wenn die WHO erklärt, dass eine gesundheitliche Notlage von internationaler Tragweite besteht und durch diese Notlage in der Schweiz eine Gefährdung der öffentlichen Gesundheit droht. Der Ruf der WHO ist indes etwas angeschlagen, seit sie 2009 die Welt wegen der Schweinegrippe in Angst und Schrecken versetzt hat. Das Virus erwies sich als erheblich weniger gefährlich als von der WHO dargestellt. Hinterher stellte sich ausserdem heraus, dass Seuchenexperten der Organisation von grossen Pharmakonzernen bezahlt worden waren. Das gab auch im Nationalrat zu reden, als man 2012 das Epidemienetz beriet. Berset, der erst ein paar Monate im Amt war und die Vorlage von Vorgänger Didier Burkhalter übernommen hatte, wiegelte ab: Fehler könnten passieren. ○

schreckte Berset vor allzu drastischen Eingriffen zurück. Er wollte zuerst nur internationale Grossveranstaltungen wie den Genfer Automobilsalon, der Tausende von Autofans aus der ganzen Welt anlockt, verbieten. Doch die Kantone machten bei der vom Bundesrat durchgeführten Blitzkonsultation klar, dass sie keine Unterscheidung zwischen nationalen und internationalen Anlässen wünschten. Einen Tag später präsentierte Berset dem Bundesrat seinen Plan zur Eindämmung des Coronavirus in der Schweiz.

Laut bundesratsnahen Kreisen warf Ueli Maurer bei der Beratung die berechtigte Frage auf, ob es nicht etwas verfrüht sei, bereits in den Krisenmodus zu wechseln und den Alltag der Bürger einzuschränken. 15 Personen waren in der Schweiz bis dahin positiv getestet, 100 Personen unter Quarantäne gestellt worden. Sonst hatte niemand Bedenken. Dabei ging es um einen der einschneidendsten Entschiede einer Landesregierung seit Jahrzehnten. Der Bundesrat betrat damit auch Neuland. Das Gesetz, das ihn dazu ermächtigt, ist erst acht Jahre alt. Es wurde 2012 nach einem Kompetenzgerangel zwischen Bund und Kantonen bei der Eindämmung der Schweinegrippe von 2009 vom Parlament beschlossen und sieht drei Eskalations-

Wie ein Funke im Pulverfass

Im Vergleich zur Spanischen Grippe fällt das Coronavirus kaum ins Gewicht. Wie Bevölkerung, Behörden und Armee 1918 in der Schweiz dem grössten Seuchenzug der neueren Geschichte begegneten. Von Christoph Mörgele



Opfer im blühenden Alter: Spital Olten, 1918.

Noch immer wütete die Seuche, als die *Neue Zürcher Zeitung* im März 1919 eine erste erschütternde Bilanz zog: «Seit Menschengedenken fand keine ähnliche Verwüstung an unserer Volkskraft mehr statt. Und wir haben die tausend und abertausend Toten stumm zu Grabe getragen und nicht zum Himmel geschrien um Erbarmen. Unser Geschlecht hat verlernt, um Tote zu klagen.»

24 449 Grippetote sollte das Eidgenössische Statistische Amt innert Jahresfrist zählen, davon 58 Prozent Männer. Zwei Millionen Menschen, mehr als die Hälfte der Schweizer Einwohner, dürften zwischen Juli 1918 und Juli 1919 an der Grippe erkrankt sein. 20 bis 25, manche schätzen 50 oder gar 100 Millionen, starben damals weltweit – deutlich mehr, als der Erste Weltkrieg mit seiner hochentwickelten Tötungstechnik an Opfern gefordert hat.

Anders als bei späteren Grippepandemien raffte die Spanische Grippe besonders häufig Menschen im blühendsten Alter zwischen zwanzig und vierzig Jahren dahin. Obwohl grundsätzlich Mutationen zu neuen «Killer-viren» nicht auszuschliessen sind, dürfte sich eine Katastrophe wie die Spanische Grippe

kaum wiederholen. So ist gegenwärtig die westliche Bevölkerung nicht mehr von Tuberkulose durchseucht. Und gegen die bakteriellen Erreger der früher oft tödlich verlaufenden Lungenentzündungen gibt es wirksame Antibiotika.

«Ziemlich gutartiger Charakter»

Der Influenza-Erreger von 1918 entwickelte sich wahrscheinlich durch die Kreuzung eines Vogelgrippevirus mit einem seit längerem grassierenden menschlichen Grippevirus. Häufig tödliche Komplikationen bildeten bakterielle Sekundärinfektionen, gegen die noch keine Medikamente zur Verfügung standen. Möglicherweise aus China stammend, erreichte das Virus im März 1918 ein Rekruten-Camp in Kansas. Mit den amerikanischen Soldaten gelangte die Seuche schneller als alle Waffensysteme in die Schützengräben des Ersten Weltkrieges.

Da die beteiligten Nationen das Wüten der Grippe verschwiegen, wurde das neutrale Spanien zum unfreiwilligen Namensgeber. Die Länder der Alliierten wie der Mittelmächte sprachen von der «Spanischen Grippe», weil



Prävention: Strassenkehrer in den USA, 1918.

die Zeitungen der Iberischen Halbinsel breit über das Wüten der Krankheit berichteten. In der Schweiz erschienen im Mai 1918 erste Artikel über ein vermehrtes Auftreten der Grippe. Praktisch gleichzeitig entstanden mehrere Seuchenherde. Nach den ersten Berichten über Todesopfer jagten sich wilde Gerüchte. Wegen der charakteristischen Blaufärbung des Gesichts infolge von Lungenödem glaubten manche Zeitgenossen, die Lungenpest sei ausgebrochen.

Demgegenüber bemühte sich das Eidgenössische Gesundheitsamt um Beruhigung. In Zirkularen an die Kantonsbehörden betonte Bundesbern den «ziemlich gutartigen Charakter» der Grippe und meinte, Massnahmen seien vorerst nicht nötig. Doch bald schon erwies sich die behauptete Harmlosigkeit als Illusion. Am 16. Juli 1918 musste der Armeearzt den hundertsten militärischen Todesfall bekanntgeben. In einem politisch-angeganzten Klima von schroffen Klassengegensätzen, Teuerung und allgemeiner Kriegsmüdigkeit wirkte das Grippevirus wie ein Funke im Pulverfass. Die militärischen wie die zivilen Verantwortungsträger

erwiesen sich durch das Ausmass der Ansteckungen als völlig überfordert. Die Öffentlichkeit benötigte einen Sündenbock – und fand ihn im Chef des Militärsanitätswesens, Oberst Carl Hauser.

Als besonders effizient in der Schuldzuweisung erwies sich die sozialdemokratische Presse. Die *Berner Tagwacht* ortete unglaubliche Missstände, sprach von «Hauserei» und forderte den Rücktritt des Armeearztes. In seltsam nationalistischer Tonlage warf das SP-Organ diesem vor, er kümmere sich mehr um die ausländischen Internierten als um die Schweizer Soldaten. Auch bürgerliche Blätter schwenkten auf diesen armeekritischen Kurs ein. Sogar die Freisinnige Partei, die sechs von sieben Bundesräten stellte, befürwortete eine «unabhängige Sachverständigen-Kommission».

General Wille bot Rücktritt an

General Ulrich Wille empfand dies als unerhörte Einmischung in seinen Verantwortungsbereich und bot sofort seinen Rücktritt an. Nur mit Mühe konnte er besänftigt werden, so dass eine entsprechende Kommission die Missstände vom Sommer 1918 doch noch untersuchte. In ihrem Bericht kamen die Experten zum Schluss, man könne die unzureichende Organisation, die mangelhafte Ausrüstung und die personellen Unterbestände nicht dem Armeearzt anlasten. Dessen finanzielle Kompetenzen reichten gerade mal bis zwanzig Franken! Zudem wurde betont, dass das linke Lager Kreditgesuche zur Verbesserung des Militärsanitätswesens regelmässig abgelehnt hatte.

Die Kommission stellte dennoch zahlreiche Mängel und Unterlassungen fest: Die Verantwortlichen hatten die Gefahr für die Truppe unterschätzt, Fussmärsche grippebefallener Soldaten befohlen oder todkranke Patienten bis zu dreissig Stunden auf einen Transport warten lassen. Einzelne Gemeinden verweigerten dem Militär aus Angst vor Ansteckung schlicht die Bereitstellung von Unterkünften. Zivile und militärische Stellen zankten sich um die Zuteilung von Ärzten und Pflegepersonal.

General Ulrich Wille mochte zwar den bürokratisch-umständlichen Obersten Carl Hauser nicht besonders. Jetzt aber stellte sich Wille vor seinen Armeearzt. Die Schuld am Grippedesaster habe die weitverbreitete «fröhliche Auffassung» über das Wesen des Militärs. In seinem Bericht zum Aktivdienst kritisierte Ulrich Wille eine Sanitätsausbil-

dung, die mehr Wert auf militärischen Schneid lege statt auf seriöses wissenschaftliches Arbeiten.

Öffentliche Gottesdienste verboten

Interessanterweise wurden die Massnahmen der zivilen Behörden weit weniger kritisiert. Dabei hatte das Gesundheitsamt in Bern 1918 bei der ersten Grippewelle die Gefährlichkeit

Die Massnahmen der zivilen Behörden wurden weit weniger kritisiert.

noch geleugnet und angesichts der warmen Jahreszeit mit «keinen Komplikationen der Luftwege» gerechnet. Erst angesichts immer gehäufterer Todesfälle erkannte auch die Bundesverwaltung das «gefährliche Wesen» der Krankheit. Als der Bundesrat am 18. Juli 1918 den Kantonen und Gemeinden erlaubte, Veranstaltungen und Ansammlungen von Personen zu verbieten, war die Unruhe in der Bevölkerung bereits gross.

In der Folge wurden einschneidende Massnahmen getroffen. Der Zürcher Stadtrat etwa verbot Theatervorstellungen, Konzerte, Kinovorführungen, Vorträge, öffentliche Gottesdienste, Vereinsversammlungen oder Spitalbesuche. Das Eidgenössische Gesundheitsamt machte auf die Einsparungsvorschriften aufmerksam und empfahl, die Toten in Karboltücher einzuwickeln. Aus heutiger Sicht erscheint es absurd, welche Aufmerksamkeit die Behörden den



Fast modisch: doppelter Mundschutz.

Leichen widmeten, von denen doch keine Infektionsgefahr mehr ausging. Auch das Desinfizieren der Tramwagen und der Sprechmuscheln in Telefonzellen dürfte die Ausbreitung der Grippe kaum eingedämmt haben.

Die zweite Grippewelle vom Herbst 1918 überfiel dann die Behörden nicht mehr unerwartet; die zwischenzeitlich gelockerten Versammlungsverbote traten erneut in Kraft. Erst am 23. Mai 1919 konnten auf Bundesebene sämtliche Grippe-Einschränkungen aufgehoben werden. Die Ärzteschaft erwies sich trotz aller Triumphe von Narkose, keimfreier Chirurgie, Röntgenverfahren und Erkenntnissen der Bakteriologie angesichts der Seuche als deprimierend machtlos. Therapeutisch sinnvoll waren strikte Bettruhe und die Anwendung fiebersenkender Mittel. Die von Max Bircher-Benner empfohlenen Rohsaft hatten kaum mehr Heilwirkung als das von ihm verordnete Vorlesen aus den Werken Carl Spittlers.

Klinische Koryphäen am Zürcher Universitäts-spital verabreichten Grippekranken Champagner zur Stimulation. Zahllos waren die Leser-zuschriften an die Zeitungsredaktionen mit Vorschlägen aus dem Publikum: Man solle die ärztliche Tätigkeit freigeben, das infektiöse Bibliothekswesen unterbinden, Weihwasserbecken entfernen, das Händeschütteln polizeilich büssen, das Ausspucken mit Gefängnis bestrafen oder die Häuser von Grippebefallenen mit «roten Zeichen» versehen.

Verheerungen des Landesstreiks

Fatalerweise herrschte ausgerechnet im November 1918 die zweite, noch verheerendere Grippewelle mit einem Höhepunkt an Todesopfern, fiel sie doch zusammen mit dem Landesstreik mit 250 000 Teilnehmenden und 90 000 Mann Ordnungstruppen. In der Armee waren schliesslich etwa 1600 Todesopfer zu beklagen.

In der Folge schoben sich Streikleitung und Bürgertum gegenseitig die Schuld an den Grippeopfern in die Schuhe. Das bürgerliche *Berner Tagblatt* warf die Frage auf, ob die Streikführer noch ruhig schlafen könnten: «Tönt ihnen nicht Tag und Nacht der dumpfe Trommelklang in den Ohren, der die Opfer ihres Terrorismus zur letzten Ruhestätte geleitet, und weckt ihr Gewissen auf?» Die linke *Berner Tagwacht* sah indessen die Verantwortung dort, «wo man mitten in der Epidemie und ohne die geringste Veranlassung massenhaft Truppen aufbietet, sie in die verseuchten Städte wirft, in Schulhäusern zusammenpfercht und [...] dann noch zum Überfluss Massenkundgebungen veranstaltet, in Zürich ein Defilee und in Bern bei der grössten Kälte hurrapatriotische Ansprachen auf öffentlichen Plätzen». ○

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

Tout Berne liess sich gerne blenden

Jahrzehntelang schädigte der glamouröse Franz A. Zölch Private und Institutionen. Wenn dem Multi-Millionen-Schwindler nun der Prozess gemacht wird, blickt auch die Berner Gesellschaft in den Spiegel. Von Urs Paul Engeler

Meine letzte Begegnung mit Franz A. Zölch liegt rund vier Jahre zurück. Der frühere «Starjurist» und «Strahlemann», der allerorten Anerkennung, Glanz, Geld und lautes Echo suchte, schlich den Sandsteinwänden der Berner Amthausgasse entlang und drehte, als er mich sah, seinen Kopf ruckartig auf die andere Seite und tief nach unten. Dass er nicht erkannt wird, dürfte er sich kaum erhofft haben. Dass er dank seiner Demutsgeste, einer peinlichen Kombination von Scham und Schuldanerkennung, nicht zur Rede gestellt wurde, das gelang ihm. Mein Gefühl des Mitleids dauerte den entscheidenden Bruchteil einer Sekunde, länger aber nicht. Der Gescheiterte ist an seinem Unglück ganz alleine selber schuld.

Das erste Mal erlebte ich den Mann 1983, als er in einem Hotelsaal die Redaktion der *Berner Zeitung* auf medienrechtliche Neuerungen und Fallstricke aufmerksam machte. Er war jung (34) und im Aufstieg. Nachdem er rund sieben Jahre in der Zürcher Kanzlei des schillernden Anwalts Hans W. Kopp, verhängnisvoller Ehemann der späteren Bundesrätin Elisabeth Kopp, seine Erfahrungen gesammelt und sich, wie sein Chef, auf Medienrecht spezialisiert hatte, zeichnete er nun stolz als juristischer Unternehmer, der mitten in Bern an der Maulbeerstrasse 10, nur zwei, drei Minuten vom Bahnhof entfernt, das beeindruckende Schild montiert hatte: «Franz A. Zölch & Partner». (In Wirklichkeit gab es damals und auch später keine «Partner»; das Büro war eine Einzel-firma, die nie ins Handelsregister eingetragen wurde. Das mussten alle wissen, die mit ihm verkehrten.)

Lukrative Problemfälle

Die Sparten Medien und Kommunikation waren klug gewählt: Die Verrechtlichung der Medienarbeit (vom ausgebauten Gegendarstellungsrecht bis zu neuen Institutionen wie Presserat und Beschwerdeinstanz UBI) hatte eben eingesetzt; der Kampf gegen die alten SRG-Monopole (an vorderer Front geführt von Radio-Pionier Roger Schawinski oder Margrit Trappe mit ihrem «Tell-TV») wurde ernst und heftig; neue Kanäle und journalistische Methoden (Privatradios, Video-Journalisten etc.) drängten in den öffentlichen Raum. Die Welt der Kommunikation begann sich in rasendem Tempo zu wandeln. Dem kundigen Juristen stand ein schier unbegrenztes Feld von lukrativen und neuartigen Problemfällen offen. Die Hauptbotschaften übrigens, die er damals der

Berner Journalistenschar mitgab, lauteten: «Vorsicht, Genauigkeit, Zurückhaltung!»

Stutzig wurde ich schon ein Jahr später. Zölch hatte sich ein wichtiges Mandat der SRG gesichert, die mit Zähnen und Klauen ihre Sonderrechte und juristisch nicht solide abgesicherten Einkünfte zu verteidigen suchte. Gleichzeitig verfasste er für den Gratisanzeiger *Bärnerbär* Kolumnen, in denen er den «free flow of information», der nicht länger behördlich kanalisiert werden dürfe, sowie die Liberalisierung der gesamten Medienwelt pries. Die Widersprüche schienen ihn nicht zu stören. Beide, Staat wie Private, brachten ihm Geld.

Als ich im Jahr 2001 in der *Sonntagszeitung* enthüllte, dass Zölch als Brigadier und Chef des Truppeninformationsdienstes (TID) seinem eigenen Büro unter der Hand Aufträge im Wert von mehreren hunderttausend Franken zugeschanzt und so Arbeiten ausgelagert hatte, die er mit dem TID-Team im besoldeten

Die nur intern munkelnde Berner Gesellschaft ist ein klebriger Schweigekreis.

WK-Dienst selbst hätte erledigen müssen, da beschimpfte er mich nicht nur wort- und phongewaltig durchs Telefon; er kündigte massive Konsequenzen an, die er aufgrund seiner exzellenten Kontakte in die obersten Gremien des Verlagshauses sofort auslösen könne. Dass der Artikel später in den elektronischen Archiven offenbar gelöscht wurde und in der Schweizer Mediendatenbank (SMD) darum nicht mehr aufscheint, ist indes die einzige konkrete Wirkung, die er erzielen konnte. Seine Drohkulisse diente lediglich dazu, Bereiche zu verbergen, die noch nicht ausgeleuchtet waren. Der Mann war nicht sauber. Das hat jedermann wissen können, der mit ihm zu tun hatte.

Richtig publik gemacht hat's niemand. Die nur intern munkelnde Gesellschaft der Bundesstadt ist ein klebriger Schweigekreis, der lieber jahrelang Fehler und Verluste verdrängt, als ein Versagen eingesteht. Erst heute bejammern die Menschen in seinem Umfeld ihre leidvollen Geschichten mit dem «guten, alten Freund», der kürzlich 71 Jahre alt geworden ist. Zu spät distanzieren sie sich vom «gewandten, einnehmenden Zeitgenossen», der sie «ganz bitter enttäuscht» habe, menschlich, aber besonders finanziell.

2008 erklärte dann die Zürcher *Sonntagszeitung* den Bernern, dass das Ehepaar Franz und Elisabeth Zölch, sie SVP-Regierungsrätin mit einem Grundgehalt von 250 000 Franken, über Jahre hinweg gar keinen Franken Steuern abgeliefert hatte. Der gewiefte Franz rechnete das grosse Geld der Frau mit seinen roten Zahlen jeweils auf das Einkommen null herunter. Und die Elisabeth wusste, was man gerne glaubt, auch davon nichts. 2011 legte schliesslich der *Beobachter*, ebenfalls von Zürich aus, das System Zölch in all seinen hässlichen Facetten erstmals frei. Das Blatt listete damals Betreibungen im Umfang von 1,9 Millionen Franken und Dutzende von Geprellten auf, die auf die Rückzahlung von Darlehen drängten oder andere Forderungen stellten. Passiert ist bei den Strafverfolgern der Bundesstadt trotz Anzeigen und Beschwerden kaum etwas. Ein Opfer, das einen «kurzfristigen Kredit» von 200 000 Franken auf gerichtlichem Weg wieder eintreiben wollte, erhielt vor Regional- wie Obergericht den Bescheid: «Selber schuld!» Nur das Regionalgericht Oberland hat ihn 2015 in einem Fall wegen Betrugs zu Bussen von 10 000 Franken (bedingt) und 200 Franken (unbedingt) verurteilt. Er hatte von einer Hotelbesitzerin in Grindelwald mit dreisten Lügen 20 000 Franken erschlichen und nie zurückgegeben.

Protektion von weit oben

Ein altgedienter Staatsanwalt sprach kürzlich in einem Freundeskreis von der «Sauerei», die sich seine Behörde durch das permanente Wegschauen geleistet habe: «wahrlich kein Ruhmesblatt für unsere Berner Justiz». Viele argwöhnen, dass der Prominente Protektion von weit oben genossen habe, entweder durch Personen, die kein Interesse an der öffentlichen Aufarbeitung des breitgefächerten und für einige Zeitgenossen unangenehmen Falls hatten, oder sogar durch gewisse Strafverfolger. Zölch unterstützte 1996 als «Berater» die Berner Staatsanwaltschaft bei ihrer Jagd auf den Finanzakrobaten Werner K. Rey, der sich auf die Bahamas abgesetzt hatte. Er war, zumindest zeitweise, Teil des Apparats, der ihn hätte zur Rechenschaft ziehen sollen.

Am 9. März nun, endlich, soll dem Dauerschwindler im Berner Amtshaus der Prozess gemacht werden. Die Staatsanwaltschaft wirft ihm gewerbsmässigen Betrug vor. Der Termin ist zwar fix angesetzt, doch der Beschuldigte ist – nicht zum ersten Mal, wenn Behörden-



Instant-Brigadier von Ogis Gnaden: Jurist Zölch.

termine oder Einvernahmen anstehen – gesundheitlich oder psychisch gerade sehr angeschlagen. In diesen Tagen hat er sich wegen chronischer Nierenprobleme, die akut geworden seien, ins Berner Lindenhofspital einliefern lassen. Mit einem Arztzeugnis, das eine Genesungszeit von «mehreren Wochen» voraussagt, kann er sein Erscheinen vor der Strafabteilung des Regionalgerichts Bern-Mittelland verhindern. (Der «Lindenhof» übri-

gens fordert gemäss Betreuungsauszug von ihm noch 3600 Franken ein.) Das Gericht hat zwar eine Verfügung erlassen, welche die Ärzte von ihrer Schweigepflicht entbindet, und will allenfalls eine eigene Expertise in Auftrag geben. Doch wenn Zölchs Anwalt Martin Gärtl die Erlasse mit einer Beschwerde anfecht, dann muss die Verhandlung verschoben werden. Ist Zölch auch dann wieder mal krank, wird in seiner Abwesenheit entschie-

den. Dem Prozess aber entkommt er nicht mehr.

Knapp dreissig Personen haben sich zur Interessengemeinschaft Zölch-Geschädigter (IGZG) zusammengeschlossen. Fünf von ihnen haben Klagen eingereicht, machen in acht Fällen Rückforderungen geltend und werden vor Gericht aussagen. Sie alle haben in den Jahren 2007 bis 2011 Zölch fünf- und sechsstellige Summen als kurzfristige Darlehen zur Beseitigung vorgegaukelter Engpässe anvertraut, die nie zurückerstattet wurden. Der Gesamtbetrag von rund einer Million, der gemäss Anklageschrift zur Debatte steht, ist jedoch nur der jetzt sichtbare Teil eines Klumpens, dessen Volumen auf gegen zehn Millionen Franken geschätzt wird.

Der aktuelle Betreibungsregisterauszug umfasst seitenweise Forderungen im Umfang von knapp vier Millionen Franken. Neben Privatleuten finden sich im Verzeichnis Firmen, Krankenversicherer, Steuerbehörden (die Eidgenossenschaft etwa fordert 300 000 Franken ein) oder die AHV-Ausgleichskasse. Dazu kommen die vielen Menschen, die ihr Geld still abgeschrieben haben, entweder weil sie «sich so sehr schämen», wie eine ältere Frau klagt, die ihm leichtgläubig 200 000 Franken anvertraut hat, oder weil das verlorene Geld eventuell schwarz war oder weil der Ehepartner nichts von der finanziellen Verbindung zu Zölch wusste.

Simpler als der Enkeltrick

Wie aber konnte Zölch reihum und über Jahre hinweg alte Schulkollegen, Uni-Kommilitonen, ehemalige Geliebte, Militärkameraden, Geschäftsleute, flüchtige Bekannte und sogar eigene kleine Angestellte ausnehmen und in wirtschaftliche und psychische Schwierigkeiten bringen? Die Masche war simpler als der Enkeltrick. Mal gaukelte er eine momentane Notlage wegen der Scheidung vor, dann einen Riesenbetrag aus den USA, der auf einer Genfer Bank ruhe und mit einer Anzahlung von 50 000 Franken «herausgelöst» werden müsse. Mal spiegelte er Anwartschaften auf eine Erbschaft vor, dann schwafelte er von einem Diamantengeschäft in Afrika. Die Opfer vertrauten seinen heiligen Schwüren und seinem sozialen Status.

Was aber trieb ihn an zu seinen Machenschaften? Ist es eine dunkle Seite, tiefsitzende kriminelle Energie? Die Wirkung Hans W. Kopps? Chaotisches Finanzgebaren? Oder pure Verzweiflung und der Versuch, mit allen Mitteln den Schein einer brillanten Existenz zu wahren?

Aufgewachsen ist Franz Adolf Zölch mit mehreren Geschwistern in gutbürgerlichen Kreisen im familieneigenen «Hotel Kurhaus Eden» in Spiez. Er studierte Rechtswissenschaft an der Universität Bern und absolvierte medienwissenschaftliche Zusatzausbildungen in Bern, Zürich und Freiburg. Am Ende

der Bildungsgänge kommt ein Hammer, der den Strebsamen hart getroffen hat: Er fällt bei den Anwaltsprüfungen durch, ist also «nur» Jurist, Konsulent oder Berater und kann Klienten nicht als bernischer Fürsprecher vor Gericht vertreten. Dass er diese Niederlage nicht verkraftet hat, beweisen seine fragwürdigen Selbsttitulierungen als «Medienanwalt» und der billige Trick mit der Visitenkarte, auf der er den Anwaltstitel seiner Frau auch auf sich übertrug. Gerne liess er sich gar als «Dr. Zölch» anreden, schriftlich dokumentiert etwa 2004 beim Auftritt vor dem Unternehmerforum Lillienberg, als er (im Duett mit alt Botschafter Thomas Borer) die «Medienmacht» geisselte und die schwachen Gesetze zur Kontrolle der Journalisten beklagte.

Zwei Aufzüge hieften ihn empor in die Kreise, die als höhere Gesellschaft gelten, und zur Anerkennung, die er brauchte: Frau und Militär. Elisabeth Zölch (heute BDP) wurde 1987 in den Nationalrat gewählt und rasch als Shootingstar der Berner SVP gehandelt. 1994 schaffte sie den Sprung in die Kantonsregie-

Zwei Aufzüge hieften ihn empor in die Kreise, die als höhere Gesellschaft gelten: Frau und Militär.

rung, stand der Volkswirtschaftsdirektion vor und galt als aussichtsreiche Bundesratskandidatin. Der Name Zölch stand für eine steile Bergfahrt, die den Gipfel noch nicht erreicht hat. Prinzgemahl Franz A. reiste mit. Das Paar kaufte sich Mitte der 90er Jahre mit einem fünfstelligen Betrag in die Gesellschaft zu Schiffleuten ein, die ihr Haus vis-à-vis des Berner Münsters hat, stiess in die innersten Zirkel der Stadt vor und durfte sich Bernburger und Zünfter rühmen. Franz A. nahm Einsitz im Bankrat der Bürgergemeinde-Bank («Deposito-Cassa der Stadt Bern», kurz DC Bank). Wer im obrigkeitlich strukturierten Bern diesen Stand erreicht, hat sich ein gutes Stück Immunität erworben. Doch nach den ersten Artikeln zur Steueraffäre trat er 2008 ohne öffentliche Angabe von Gründen von diesem Vertrauensposten zurück.

Die militärische Rangerhöhung zum bekränzten Brigadier erfolgte ebenso rasch, fast sprunghaft. 1993/94 werkelte er noch als Oberstleutnant mit dem damaligen EMD-Chef Kaspar Villiger (FDP) an einem Leitbild «Truppeninformationsdienst (TID)», über dessen Notwendigkeit sich kaum jemand kritische Gedanken gemacht hat. Ein gutes Jahr später zeichnete er bereits als Ein-Stern-General und TID-Chef; den gradmässigen Zwischenschritt Oberst hatte er im Eiltempo durchlaufen. Der Grund hiess Adolf Ogi (SVP). Der Berner, einer seiner wichtigsten Beschützer, hatte 1995 das Departement übernommen.

Der Instant-Brigadier von Ogis Gnaden nutzte die TID-Spielwiese nicht nur finanziell, sondern gezielt zur eigenen Profilierung und gesellschaftlichen Absicherung. An seinen «Jahresrapporten» liess er Grössen wie den früheren deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, Ballonfahrer Bertrand Piccard, Hockey-Trainer Ralph Krueger oder hohe deutsche und französische Offiziere aufmarschieren, alles attraktiv moderiert von bekannten TV-Damen oder der Vorzeige-PR-Frau Beatrice Tschanz und finanziert aus der unerschöpflichen VBS-Kasse.

Wo ist das viele Geld versickert?

Franz A. Zölch war vernetzt wie kaum ein anderer Berner: hoher Generalstabsoffizier, gefragter Medienexperte, Dozent an Hoch- und anderen Schulen, Referent, emsiger Geschäftsmann, der sich mit aufdringlichem Charme querbeet Aufträge abholte, Bernburger, Buchautor, Zünfter, Bankrat, Präsident der Eishockey-Nationalliga, vielfacher Stiftungsrat (etwa des Medienausbildungszentrums MAZ in Luzern oder des Schweizer Sportmuseums in Basel), Ehemann einer Spitzenpolitikerin. In Wirklichkeit aber war er nie etwas anderes als ein betrügerischer Schnorrer, Prahlhans und klammer Kleinunternehmer, der sein Büro vom Zentrum an den Rand der Stadt verlegen musste, bis es ganz geschlossen wurde. Bis vor kurzem riss er für den Werd-&Weber-Verlag in Thun auf Mandatsbasis Projekte an, moderierte aufgeräumt und händeschüttelnd Vernissagen, verdiente rund 10 000 Franken pro Monat, zahlte keine AHV- und andere Sozialabgaben und lieferte, obwohl sein Lohn gepfändet ist, kaum je etwas an die Betreibungsämter ab.

Wo aber ist das viele Geld versickert, das er verdiente und das er ergaunerte? Vermutungen gibt es viele, sichere Informationen keine. Eine Spur führt in den sündhaft teuren Nobelort Gstaad, wo er mit seiner neuen Lebenspartnerin Elisabeth Oehrli 2006 die (mittlerweile liquidierte) Beratungsfirma E.M.S. Gstaad GmbH gegründet hat. Dort traf er auf den Briten Simon Welsh, einen in Frankreich verurteilten Check-Betrüger, der im Oberland mit der gleichen Masche wie Zölch arglosen Menschen Darlehen von Hunderttausenden von Franken abluchste und ein fremdfinanziertes feudales Leben genoss. Zölch hat ihm gemäss Zeugenaussagen mehrmals in Genf und in Spanien Bargeld in Tranchen von 10 000 bis 25 000 Franken übergeben lassen. Welsh ist 2019 wegen gewerbmässigen Betrugs verurteilt worden und sitzt in der Waadt eine Haftstrafe von zweieinhalb Jahren ab. Der international aktive Kriminelle klagt, Zölch schulde ihm noch riesige Summen. Zölch behauptet das Gleiche von Welsh.

Der Fall des Berner Gesellschaftsstars Franz A. Zölch ist noch nicht an seinem Ende. ○



Die Bibel

Polit-Schlange

Von Peter Ruch

Da sprach die Schlange zur Frau: Mitnichten werdet ihr sterben. Sondern Gott weiss, dass euch die Augen aufgehen werden und dass ihr wie Gott sein und Gut und Böse erkennen werdet, sobald ihr davon esst. (Genesis 3,4–5) – Die Erzählung von Adam und Eva schildert eine beneidenswerte Lebensqualität: Adam, zuerst allein, hatte den ganzen Garten Eden mit einer kleinen Einschränkung zur Verfügung. Er bebaute und pflegte ihn. Dann schuf ihm Gott eine Gefährtin, deren Anziehungskraft ihn überwältigte. Kann man sich ein schöneres Dasein wünschen? Friedlich und nackt im Garten, beschäftigt mit Gartenarbeit, Zeit für Erotik, ohne Neurosen und ohne Politik? Das ist genau die Lebensform, die wir daheim oder auf unberührten Inseln zu finden hoffen.

Doch dann geschieht etwas Überraschendes: Ein Schlangenzug taucht auf und setzt den Menschen – zuerst der Frau – den Floh ins Ohr, das Verbot, vom Baum der Erkenntnis in der Mitte des Gartens zu essen, sei eine Demütigung und müsse abgeschafft werden. Alles müsse anders werden. Jeremias Gotthelf nannte die Schlange den ersten Politiker. Die Politiker stänkern gerne an der menschlichen Gemeinschaft herum, damit sie sie nach ihrem Gusto «verbessern» können. Alles muss anders werden. Seitdem die natürlichen Lebensgemeinschaften Staatssache sind und laufend umgekrempelt werden, fühlt sich die Politik für alles zuständig. Ob ein Kalb ins Güllenloch fällt, ob die Alten depressiv oder die Kinder zu dick sind – immer «ist die Politik gefordert». Die Politik hat durchaus ein paar natürliche Aufgaben (die sie übrigens zusehends vernachlässigt). Deshalb präzisiert Gotthelf, die Schlange sei der erste künstliche Politiker. Diese haben inzwischen überall die Mehrheit. Ihre Verbesserungen haben vieles verschlimmert. Wie bei Adam und Eva. Um ihren Stricken zu entkommen, muss man sich umsehen und merken, dass wir eigentlich im Garten Eden leben. Handlungsbedarf besteht immer, aber kein politischer. Verbesserungen kamen und kommen stets von anderswo.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



VOR UNS DIE WELT

WIR MACHEN KLAR SCHIFF.



Unsere Schiffe verwenden weltweit ausschliesslich das schwefelarme Marine-Gasöl 0,1%. Damit gehen wir weit über die gesetzlichen Bestimmungen hinaus und reduzieren zudem durch den Verzicht auf Schweröl die Schwefelemissionen unserer Schiffsflotte um 80%. So setzen wir Massstäbe für die gesamte Kreuzfahrtbranche und schützen, was unsere Gäste und uns fasziniert.



HAPAG ¹⁸/₉₁ LLOYD
CRUISES

Schweröl-Verzicht,
Katalysator-technik und Landstrom.
Mehr über diese und weitere
Massnahmen zum Umweltschutz
unter: www.hl-cruises.ch

Bundesgericht hebelt Parlament aus

Das Bundesgericht führt schrittweise neue Aufenthaltsansprüche für Ausländer ein, die der Gesetzgeber nicht vorgesehen hat. Dieses eigenmächtige Vorgehen sorgt in Lausanne für gewaltigen Ärger. Von Katharina Fontana

Am Bundesgericht brodelte es seit längerem. Vor ein paar Tagen nun haben sich die aufgestauten Emotionen an einer öffentlichen Sitzung mit Getöse entladen. Bundesrichter betitelten ihre Kollegen als «zynisch», kritisierten deren Aussagen als «lamentabel», «traurig» und «skandalös» und wollten einander empört das Wort entziehen lassen – das Publikum, das der Sitzung der Zweiten öffentlich-rechtlichen Abteilung letzte Woche beiwohnte, war über die Vorstellung gelinde gesagt perplex.

Der Streitpunkt, der die Gemüter der fünf beteiligten Richter derart in Wallung versetzte, ist nicht neu. Es geht um die staatspolitische Grundsatzfrage, wer in der Schweiz letztlich das Sagen hat: der Gesetzgeber oder der Richter. Brisant ist das Thema deswegen, weil gewisse Bundesrichter zunehmend der zweiten Auffassung zuneigen und sich als Rechtsschöpfer betätigen. Ihre Kollegen sehen darin eine flagrante Verletzung der Gewaltenteilung, die sie nicht hinnehmen wollen.

Demokratie oder Oligarchie?

Der Fall, an dem sich der Streit konkret entzündete, ist an sich unspektakulär. Ein Kosovare, der seit rund zwanzig Jahren in der Schweiz wohnt und wegen eines Arbeitsunfalls von Invalidenrente und Ergänzungsleistungen lebt, möchte seine Frau aus dem Kosovo zu sich kommen lassen. Die kantonalen Behörden lehnten das Gesuch ab, da die Frist für den Familiennachzug längst abgelaufen ist. Dieser Entscheid sei falsch, sagten die Bundesrichter übereinstimmend. Die Vorinstanz müsse prüfen, ob ein nachträglicher Familiennachzug wegen «wichtiger familiärer Gründe», wie ihn das Ausländergesetz vorsieht, vorliegend in Frage komme.

Damit war es mit der Einigkeit vorüber. Denn drei der fünf Richter nahmen den Fall des kosovarischen Ehepaares zum Anlass, um den Ehegattennachzug generell auszubauen: Ausländer, die wie der Kosovare über ein gefestigtes Aufenthaltsrecht in der Schweiz verfügen, sollen künftig prinzipiell einen Anspruch darauf haben, ihren Ehepartner aus der Heimat in die Schweiz zu holen. Dies, obwohl das Ausländergesetz solches nicht vorsieht. Das Parlament hat bei der letzten Gesetzesrevision, die erst ein paar Jahre zurückliegt, eine Kann-Vorschrift beschlossen: Die Behörden können dem ausländischen Ehegatten eine Aufenthaltsbewilligung erteilen, sofern gewisse Bedingungen (wie eine gemeinsame Wohnung, keine Sozialhilfeabhängigkeit) erfüllt sind. Sie müssen dies



Die Nerven liegen blank:
SVP-Bundesrichter Donzallaz.

aber nicht tun und dürfen prüfen, ob dem Paar zuzumuten ist, das Eheleben auch in seiner Heimat zu führen. Die Zweite öffentlich-rechtliche Abteilung hat aus der Kann-Vorschrift für die Behörden, so ist jedenfalls aus ihrer turbulenten Sitzung zu schliessen, faktisch eine Muss-Vorschrift gemacht. Anders gesagt: Liegen geordnete Verhältnisse vor, muss die Behörde dem ausländischen Ehegatten künftig

erlauben, zu seinem aufenthaltsberechtigten Ehepartner in die Schweiz zu ziehen.

Damit weitet die erwähnte Abteilung des Bundesgerichts das Ausländerrecht ein weiteres Mal eigenmächtig aus. Bereits 2018 beschloss dasselbe Gremium, dass ein Ausländer, der seit zehn Jahren in der Schweiz wohnt, grundsätzlich hierbleiben darf und dass seine Aufenthaltsbewilligung zu verlängern ist – im Ausländergesetz ist von einem solchen Anspruch nach zehnjähriger Anwesenheit allerdings keine Rede. Die Bundesrichter beriefen sich dabei auf die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) und leiteten das neue Recht kurzerhand aus dem Schutz des Privatlebens ab, obschon der Strassburger Menschenrechtsgerichtshof dies notabene gar nicht verlangt. Und nun folgt der nächste Schritt mit der Ausdehnung des Ehegattennachzugs.

Dass das Bundesgericht scheinbar neue Aufenthaltsansprüche schafft, ist in zweifacher Hinsicht problematisch. Zum einen steht eine solche Rechtsprechung in Widerspruch zu dem, was Volk und Stände mit der

Ist die Schweiz ein Richterstaat, in dem eine Elite ihre Vorstellungen von Gerechtigkeit durchsetzt?

Zuwanderungsinitiative und das Parlament mit dem Ausländergesetz beschlossen haben: dass die Schweiz eine eher restriktive Einwanderungspolitik verfolgen und die Zuwanderung steuern soll. Wenn das Bundesgericht nun in die entgegengesetzte Richtung zielt, auf eine weitere Öffnung, ist das schwer verständlich. Zum anderen stellt sich ganz grundsätzlich die Frage, was demokratische Entscheide eigentlich noch wert sind, wenn sie von einer Handvoll Richter ausgehebelt werden können. Ist die Schweiz noch eine Demokratie? Oder ist sie bereits ein oligarchischer Richterstaat, in dem eine kleine Juristenelite ihre eigenen Vorstellungen von Gerechtigkeit durchsetzt? Wie verträgt sich das mit der Gewaltenteilung?

Kommt es zur Abwahl?

Wie unterschiedlich die Bundesrichter auf Mon-Repos ihre eigene Rolle beurteilen und welche Gräben sich dabei auftun, zeigte sich an der öffentlichen Sitzung überdeutlich. Thomas Stadelmann (CVP) und Hansjörg Seiler (SVP) riefen zum Respekt vor dem Gesetzgeber auf. Ihnen gegenüber standen Andreas Zünd (SP),

Florence Aubry Girardin (Grüne) und Yves Donzallaz (SVP), die sich masslos enervierten, dass ihre zwei Kollegen sie – vor Publikum und in Anwesenheit der Presse – zu einer Grundsatzdiskussion über Aufgaben und Pflichten des Richters gezwungen hatten.

Der Ärger dürfte auch daher rühren, dass gewisse Mitglieder des Gremiums besonders im Schaufenster stehen. So Andreas Zünd, der der neue Schweizer Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte werden und im Herbst die bisherige Amtsinhaberin Helen Keller ablösen möchte. Er kandidiert zusammen mit zwei anderen Bewerbern für den Posten in Strassburg und dürfte es im Moment kaum als opportun erachten, wenn öffentlich über sein aktivistisches Richterverständnis geredet wird.

Dass die Nerven am Bundesgericht blankliegen, mag auch mit den Gesamterneuerungswahlen vom Herbst 2020 zusammenhängen: Dann wird die Bundesversammlung die Bundesrichter für weitere sechs Jahre im Amt bestätigen. Die Richterwahlen, für die ein Parteienproporz gilt, verliefen bis anhin fast immer ohne Zwischenfälle. Ob es diesen Herbst so rundlaufen wird, ist indes eine andere Frage. Oder wie Thomas Stadelmann im Gerichtssaal warnend sagte: «Wenn es Schule macht, dass drei Richter sich als Gesetzgeber aufspielen, muss man sich nicht wundern, wenn die Politik reagiert und über Abwahl diskutiert.»

Über Abwahl wird denn auch bereits offen geredet. Im Fokus ist dabei Yves Donzallaz. 2008 als SVP-Vertreter ans Bundesgericht gewählt, steht der Walliser seit Jahren mit seiner Partei über Kreuz. 2012 war er am Urteil beteiligt, das die EMRK über die Bundesverfassung erhob und die entrüstete SVP zur Lancierung ihrer Selbstbestimmungsinitiative trieb. 2015 sprach er sich dafür aus, dass die EU-Personenfreizügigkeit der SVP-Masseneinwanderungsinitiative vorgehe. Und letztes Jahr sorgte er für Schlagzeilen, weil er zusammen mit seinen zur Linken die Auslieferung von Tausenden Steuerdaten der UBS an die französischen Behörden bewilligte.

Dass sich ein Richter als Vertreter einer Partei wählen lässt, deren Grundwerte er nicht teilt, ist in erster Linie für die betreffende Partei ein Ärgernis, doch nicht nur. Auf Dauer strapaziert eine solche Konstellation auch das auf Parteienproporz beruhende Wahlsystem. Es wäre vernünftig und könnte die aufgeheizte Stimmung beruhigen, wenn Yves Donzallaz künftig für eine andere Partei, mit der er mehr gemeinsam hat, am Bundesgericht sässe und nicht mehr dem SVP-Richterkontingent zugerechnet würde. Dies wäre allemal besser, als wenn die Parlamentarier am Wahltag im Herbst den Aufstand probten und es zu einem Knall käme. Denn ein Eklat wäre Wasser auf die Mühlen all jener, die die Wiederwahl überhaupt abschaffen und Bundesrichter unbefristet und damit «unkündbar» ins Amt heben wollen. ○

Brief aus den Bergen

Freizügiger Wolf

Nach dem Zwist um die Zweitwohnungsinitiative droht eine weitere Stadt-Land-Auseinandersetzung: Die Bergkantone wollen dem Wolf an den Pelz. *Von Andrea Masiger*

Mitte Januar trabte ein junger Wolf M quiettschvergnügt mitten über das Gelände der Skischule in Obersaxen im Bündner Oberland. Innerhalb eines Jahres wurden in Graubünden sieben Wölfe von der Rhätischen Bahn oder von Autos überfahren. Im Thurgau wurde kürzlich ein kranker Wolf erschossen, der in Ställe eingedrungen war und mehrere Schafe riss.

Der Wolf kümmert sich um keine Grenzen. Diese wilden Tiere, die vor zehn Jahren plötzlich am Berg Calanda bei Chur wieder aufgetaucht sind, haben sich als grosse Wanderer erwiesen und seither die halbe Schweiz mit ihrer Präsenz beglückt. Inzwischen jammern die Bauern über grosse Verluste in ihren Schafherden, und die Jäger fürchten um ihre Beute. Die Bergbevölkerung hat eine diffuse Angst, weil sich die Tiere immer wieder in Siedlungsnähe wagen. «Wann frisst der Wolf das erste Kind?», ist die bange Frage. Die Rotkäppchen-Angst ist allgegenwärtig.

Ballenberg-Quarantäne

Der 17. Mai soll nun die grosse Änderung bringen. Dann wird nicht nur über die Personenfreizügigkeit abgestimmt, sondern auch über die Wolfsfreizügigkeit. So, wie die SVP den Zustrom von Ausländern in die Schweiz begrenzen möchte, so wollen die Bergler nun die Zuwanderung der Wölfe brechen. Ihr Schutz im Jagdgesetz soll gelockert werden; künftig dürfen die Kantone in Eigenregie mehr oder weniger frei über den Abschuss bestimmen.

Doch das Tier, von dem der Haushund abstammen soll, hat eine starke Lobby: Gegen die Revision des Jagdgesetzes, das vor allem von Parlamentariern aus den Kantonen Graubünden und Wallis angestossen wurde, ist mit grosstem Erfolg das Referendum ergriffen worden. Es kam mehr als das Doppelte der erforderlichen Unterschriften zusammen. Ins Zeug gelegt haben sich Pro Natura, WWF, die Gruppe Wolf Schweiz und andere Tierschutzorganisationen. Damit wird der Urnengang wieder einmal zu einer Auseinandersetzung zwischen Stadt und Land, und der Abstimmungskampf soll «gehässig» werden, wie die NZZ prophezeit.

Man kennt das Muster von der Zweitwohnungsinitiative von 2012 her. Damals hätten



Allgegenwärtige Rotkäppchen-Angst.

die Städter der Landbevölkerung mit planwirtschaftlichen Verboten die weitere ökonomische Entwicklung verbaut, sagen Exponenten des Berggebiets. In spätromantischen Anwendungen würden die grünen und linken Städter das Land als letzten Hort der Natur betrachten und die, die dort leben, gleichsam unter eine Art Ballenberg-Quarantäne stellen. Das will man sich nicht bieten lassen, vor allem nicht in einem Kanton wie Graubünden, wo die Gemeinden traditionell das Sagen haben. Dann kommt der Kanton – und erst ganz weit hinten der Bund. Und Zürich ist ganz weit weg.

Tatsächlich wird mit dem revidierten Jagdgesetz mit Kanonen auf Spatzen geschossen. In der Schweiz leben derzeit gegen 80 Wölfe. Ein einzelnes Tier reisst zwischen einem halben bis einem Dutzend Nutztiere pro Jahr. Die Herdenschutzmassnahmen, beispielsweise Schutzhunde, greifen immer besser. In speziellen Fällen gibt es schon heute Abschussbewilligungen, die regelmässig ausgesprochen werden. Dennoch wurden bisher zehn Wölfe illegal umgebracht, das heisst «versehentlich erschossen» oder einfach überfahren. So genau weiss man das nicht. Es liegt auf der Hand, dass es künftig vermehrt zu Abschüssen auf Vorrat kommen wird. Die Vermutung ist nicht ganz verfehlt, dass vor allem im Wallis das revidierte Jagdgesetz als Freipass für eine Tabula-rasa-Aktion interpretiert werden könnte. Deshalb werden nicht nur rot-grüne Städter, sondern auch bodenständige Bündner gegen das Jagdgesetz stimmen.

«Ehrlichkeit ist alles»

Vladimir Petkovic ist der erfolgreichste Trainer der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft. Der in Jugoslawien aufgewachsene Doppelbürger erzählt von seiner Kindheit in Sarajewo, von seinen Erfahrungen mit Bürgerkrieg, Sozialfällen, Millionären und Doppeladlern. Unabhängigkeit ist ihm wichtig. *Von Roger Köppel und Roman Zeller*

Mit geballter Freudlosigkeit kommentierten dieser Tage die Medien die Vertragsverlängerung von Vladimir Petkovic. Die NZZ mäkelte. Der *Blick*, Fachorgan des Sports, rümpfte die Nase. Beim *Tages-Anzeiger* brach das Gegenteil von Begeisterung aus. Auch beim Fernsehen, so der Eindruck, verfügt der Coach nicht über den allergrössten Fanklub. Kurzum: Die schreibende und sendende Zunft scheint mit Petkovic zu fremdeln.

Das ist merkwürdig. Denn der Schweizer mit kroatisch-bosnischen Wurzeln ist der erfolgreichste Schweizer Fussballnationaltrainer überhaupt, noch vor Ottmar Hitzfeld und Köbi Kuhn. Was ist los? Warum diese Überheblichkeit? Wird hier wieder mal eine Schweizer Führungskraft mit Migrationshintergrund ungerecht behandelt? Trotz Coronavirus fuhren wir nach Ascona, um mit Petkovic zu sprechen. Der 56-Jährige überraschte durch entwaffnenden Charme. Wandelndes Understatement, humorvoll, sehr zuvorkommend, plauderte er offen über sein Leben, seine beeindruckenden Stationen als Trainer mit Cup-Sieg in Italien und Triumphen in der Schweiz. Auch auf die unselige Doppeladler-Geschichte an der letzten WM kam er zu sprechen, selbstkritisch. Vielleicht lag es daran, dass ihm zwei Journalisten gegenüber sass, die nicht glaubten, sie seien die besseren Fussballexperten. Petkovic überzeugte durch Authentizität. Einer, der sich selber bleibt und dem Zirkus um den runden Ball voller Heiterkeit misstraut.

Herr Petkovic, blicken wir zurück. Sie sind im Vielvölkerstaat Jugoslawien in der Vielvölkerstadt Sarajewo aufgewachsen, einem Schmelztiegel zwischen West und Ost. Was ist Ihre entscheidende Kindheitserfahrung?

Ich glaube, es war alles ziemlich normal vor dem Krieg, den übrigens, soweit ich mich persönlich zurückerinnere, niemand hat kommen sehen. Meine Eltern waren zu Hause, sie arbeiteten beide als Lehrer. Sie haben mir Teambildung beigebracht, das war in unserer Familie wichtig. Und ich war natürlich von Anfang an mit Fussball konfrontiert.

Ihr Vater hat Fussball gespielt.

Er war Profispieler, dann Trainer. Und ich ging überall mit, ins Training, sass auf der Bank. Ich bin in ganz Jugoslawien mit ihm mitgereist.

Wurden Sie zum Fussballer erzogen?

Nein, überhaupt nicht. Ich hatte eine ganz gewöhnliche Kindheit. Der Fussball prägte mich insofern, als er Teil unseres familiären Lebens war. Meine Schwester und ich gingen in den Kindergarten, dann in die Schule. Es war ein gemütliches Leben.

Dann brach der Jugoslawienkrieg aus.

Das war ein unglaublicher Bruch. Wir hatten eine sehr positive Zeit zuvor, geprägt durch den Sport. Man weiss das heute kaum noch: 1984 waren die Olympischen Spiele von Sarajevo im Zeichen der ganz grossen Vielvölkerfreundschaft.

Und Jugoslawien hatte noch eine grossartige Fussballmannschaft.

Ja. Diese Mannschaft hatte viel Potenzial, das hat sie leider zu wenig genutzt. Politisch kamen allerdings langsam die dunklen Seiten zum Vorschein. Es begann bereits nach dem Tod des jugoslawischen Staatschefs Tito im Jahr 1980. Spannungen brachen auf, noch kleinere Sachen. Aber niemand hat sich Gedanken darüber gemacht, dass es im

«Bis 1987 war mein Leben alles in allem gemütlich. Ich hatte eine unbeschwerte Jugend.»

Krieg enden könnte. Ich bin dann relativ früh aus Jugoslawien weggegangen. 1987 habe ich Sarajevo verlassen, vier Jahre vor dem Jugoslawienkrieg.

Wie haben Sie von aussen diesen besonders brutalen Krieg erlebt?

Dieser Krieg hat enorm viel ausgelöst. Viele haben Verwandte, Freunde verloren, andere mussten fliehen, auch meine Eltern. Die Eltern meiner Frau waren vier Jahre in Sarajevo eingeschlossen unter dem Beschuss von Kanonen und Heckenschützen. Das setzt einen Stempel auf die Psyche. Politisch wollte ich mich nie darüber äussern, weil man so oder so mit jemandem in Konflikt kommt. Natürlich habe ich meine Gedanken dazu. Zum Glück ist es jetzt, nach 24 Jahren, vorbei. Wir müssen weiterleben, weitergehen.

Kriege verändern die Menschen, Kriege verändern die Völker. Können Sie uns erzählen, welche Spuren diese Kriegserfahrung bei Ihnen persönlich hinterlassen hat?

Bis 1987 war mein Leben alles in allem gemütlich. Ich hatte eine unbeschwerte Jugend, ein offenes, an Möglichkeiten reiches

Leben. Ich hatte viele Freunde. Wir lebten ein sorgenfreies und schönes Leben ohne Einschränkungen – auch im Ausland. Die Wertschätzung für Jugoslawien war allgemein sehr hoch. Das änderte sich schlagartig. Mit 23 Jahren ging ich als Fussballer ins Ausland. Ich musste jeden Tag ums Überleben kämpfen. Als der Krieg kam, musste ich meine Pläne anpassen. Ich musste mich noch mehr durchbeissen, mich um meine Familie, meine Frau, meine beiden Töchter kümmern. Meine Eltern waren in Kroatien, die meiner Frau in Sarajevo. Man half, wo man konnte.

Wie ist es, wenn die Heimatstadt eingekesselt und kaputtgeschossen wird?

Ich hatte Glück, dass ich das nicht erlebt habe. Ich war weit weg, aber in Gedanken immer ganz nahe mit dabei. Mental war es schwierig. Der Krieg dauerte über fünf Jahre, vier davon in Sarajevo. Und danach ging es weiter: Viele Menschen starben, auch danach, an den Folgen des Krieges, wie der Vater meiner Frau. Das wühlte uns auf. Ich habe mir damals – und das mache ich heute noch – immer das Ziel gesetzt, heute für morgen zu leben. Das Übermorgen kann man zwar planen, es ist aber noch weit, weit weg.

Das Leben, das man kennt, kann von einem Tag auf den andern einstürzen.

Ja. Deshalb sollte man manchmal den Ist-Zustand geniessen und sich nicht mit Sorgen das Hirn zermartern.

Hat Sie der Krieg zum Optimisten gemacht?

Der Krieg hat diesen Wesenszug vielleicht verstärkt. Ich habe mich so entwickelt. Es ist einfacher, wenn man mit positiven Gedanken durchs Leben geht. Man kann leichter andere überzeugen. Das fordere ich heute auch von meinen Spielern. Seht das Positive, steckt die andern mit Zuversicht an! Mit Pessimismus schaffst du keine rosige Zukunft! Man bleibt im Vergangenen stecken.

In Ihrer Kindheit war Ihr Vater Profifussballer. Sie wurden es auch. Was ist das Faszinierende an diesem Sport für Sie?

Als mein Vater noch spielte, war «Profi» ein grosses Wort. Als Spieler konnte man zwar gut verdienen, musste nachher aber wieder arbeiten.

Warum sind Sie trotzdem Fussballer geworden? Andere Söhne machen bewusst das Gegenteil der Väter.

Das Ziel, Fussballprofi zu werden, hatte ich nie. Ich wollte nur Fussball spielen. So ergab



Wandelndes Understatement: Fussballtrainer Petkovic.

sich das. Ich gab mein Bestes und probierte, das Maximum zu erreichen. Am Anfang fehlte mir wohl etwas das Durchsetzungsvermögen, auch war der Optimismus, den ich heute lebe, noch nicht so ausgeprägt. Hätte ich als Spieler die Eigenschaften gehabt, die ich heute an mir sehe, wäre meine Karriere sicher steiler verlaufen.

Es heisst, im Fussball setzen sich nur die ganz Ehrgeizigen und Verbissenen durch. Sie machen aber einen eher entspannten Eindruck. Sind Sie wirklich so locker drauf?

Heute schon. Ich habe mir wirklich nie grosse Gedanken über die Zukunft gemacht. Für mich war die Schule wichtig, wobei der Fussball schon zuerst kam. Nach dem Gymnasium hatte ich Schwierigkeiten, ein Studium zu wählen. Ich überlegte, was neben dem Fussball passt. Vielleicht wäre ich Sportlehrer geworden, das hätte mich interessiert. Das Problem war, dass ich damals bereits Profispieler war. Ich versuchte es ein paar Semester mit Jura, aber das bewegte Leben des Fussballers machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Nach Ihrer Spielerkarriere wurden Sie Trainer. Was ist das Faszinierende an diesem Fieberkurven-Job, in dem man heute der Held ist und morgen der Versager?

Selber entscheiden, selber schuld sein: Der Trainer muss lange zuhören können und genau beobachten, dann aber braucht er die Kraft, um ganz allein die Entscheidung zu treffen. Alle wollen ihn von allen Seiten vereinnahmen und beeinflussen. Du musst dir aber bewusst sein, dass nur du die Entscheidung treffen kannst, denn am Ende bist auch nur du alleine schuld.

Was zeichnet Sie als Trainer aus?

Es gibt keine allgemeinen Rezepte. Ich muss mich immer in die Mannschaft hineinendenken und hineinfühlen. Bevor ich selber predige, höre ich mir zuerst einmal an, was die anderen sagen. Es ist mir sehr wichtig, ein Vertrauensverhältnis zu allen Spielern aufzubauen, zu allen Menschen in der neuen Umgebung.

Sie waren in jungen Jahren Sozialarbeiter bei Caritas. Diese Erfahrungen scheinen nachzuwirken.

Durchaus. Der erste Schritt führt immer über den Menschen. Man muss geben, um etwas zu bekommen. Taktik, Kondition, die technische Verfassung der Mannschaft sind wichtig. Das aber ist nie gleich und kommt sehr auf die Spieler an, die zur Verfügung stehen.

Im Unterschied zum autoritären Spielfeldherrn des Fussballs oder zum Bandengeneral im Eishockey setzen Sie auf die Kunst der Einfühlung.

Ich habe auf jeden Fall immer versucht, mich den Umständen und der Umgebung

anzupassen, mich darauf einzulassen. Du kannst nicht alles neu erfinden, aber verbessern!

Ohne jemandem zu nahe treten zu wollen: Fussballstars machen oft einen etwas schnöselhaften Eindruck. Sie verdienen Millionen, wirken hochnäsig und überempfindlich: vergoldete Hätschelkinder. Sind Fussballer nicht enorm heikle Exemplare?

Wenn Sie mit dieser Einstellung kommen, haben Sie schon verloren.

Schon klar. Aber ganz falsch ist die Einschätzung wohl nicht.

Wissen Sie, die Jungs sind sehr gut. Zwar sind sie empfindlich, das stimmt, sie brauchen – weil sie das gewohnt sind – die Öffentlichkeit, die Beachtung. Aber sie sind normale Jungs. Und man muss ihnen manchmal einen Input geben, einen kleinen Hinweis, etwas väterliche Führung, ob sie links oder rechts gehen sollen.

Die jungen Nationalspieler verdienen bereits Millionen. Verdirbt das viele Geld im Fussball den Charakter?

Sagen wir es so: Es ist eine Herausforderung. Und ja, es kann heikel sein. Die Spieler sind finanziell oft schon unabhängig. Früher, als sie mittelmässig verdienten, war der Lohn-

«Ich setze so weit wie möglich auf Eigenverantwortung. Die Jungs sollen ihre Probleme selber lösen.»

druck und damit der Leistungsdruck grösser. Dafür sind die heutigen Fussballer extrem informiert. Du kannst ihnen nichts vormachen. Ehrlichkeit ist alles.

Wer ist schwieriger zu führen: der junge Fussballmillionär oder der mittellose Sozialfall?

Es geht um eine andere Art von Motivation. Früher musste ich Arbeitslose motivieren, damit sie aus dem Bett aufstehen und überleben. Dem Fussballspieler will ich helfen, noch besser zu werden und, von mir aus, noch mehr zu verdienen. Der Druck ist anders. Sozialhilfebezüger und Fussballstars haben ganz andere Möglichkeiten, ihre Leistungen zu bringen.

Und was ist anspruchsvoller?

Meine Erfahrung ist: Der Rang spielt überhaupt keine Rolle. Der Mensch macht den Unterschied. Ob Multimillionär oder Sozialfall, ich muss beide kennenlernen, zu beiden das Vertrauen entwickeln und je nach Person die Methode finden, um das gewünschte Resultat zu liefern.

Offenbar finden Sie bei beiden den richtigen Ton.

Ich probiere es, aber auch mir gelingt es nicht immer. Die Resultate zeigen, ob ich es gut gemacht habe. Es kommt vor, dass man die falsche Methode wählt – das haben wir ja

dann in den Zeitungen auch schon über mich gelesen.

Sie sind der mit Abstand erfolgreichste Nationaltrainer der Schweizer Fussballgeschichte. Was bedeutet Ihnen das?

Darüber mache ich mir keine Gedanken.

Statistisch gesehen, sind Sie es. Und jetzt haben Sie diese Gruppe von Spielern, die sind alle hoch ...

Hochmotiviert.

Stars sind unsicher, fragil, der Grat zwischen Höhenflug und Misere ist schmal. Was ist das Entscheidende, um eine Mannschaft zum Erfolg zu führen?

Ich muss die Gruppe spüren. Jeder Spieler ist anders. Fussball ist ein Teamsport, in dem der Einzelne ein enormes Gewicht hat. Ich muss jeden so führen und einsetzen, dass er noch mehr fürs Team bringt. Man braucht nicht die 23 besten Spieler; es müssen die 23 sein, die am besten zusammenpassen. Hier ist dann die Positivität wichtig, die Zuversicht, mit der sich alle anstecken sollen.

Und der Trainer ist die ewige Optimismusquelle von aussen, er muss den mentalen Treibstoff liefern, um das Team zur Höchstleistung zu bringen.

Ja. Bei den technischen Übungen heisst es immer: üben, üben, üben. So ist es auch mit den Worten, mit der Einstellung. Man muss es immer wieder sagen, bis es kommt, bis die Resultate stimmen.

Sie sind als Teamchef eher Psychologe als Stratege?

Es ist eine Mischung, glaube ich. Ein Motivator vom Kaliber eines José Mourinho oder eines Jürgen Klopp bin ich nicht.

Die gelten als Gurus, denen geradezu hypnotische Fähigkeiten nachgesagt werden.

Mourinho ist der grosse Pionier dieser Richtung. Hinter ihm stehen dann aber auch noch mindestens sechs Leute, die sich im Trainerstab um alles andere kümmern. Für mich ist wichtig, mich selber zu sein und zu bleiben. Ich lege mir auf dem Rasen keine andere theatralische Persönlichkeit zu.

Sie sind der bodenständige Allrounder?

Ich bin Realist. Bei mir kommt vieles zusammen: der psychologische Teil, auch der technisch-taktische, die Motivation. Ich probiere, das Gesamtprodukt im Auge zu behalten und die Spieler im Training an diesem Ganzen teilhaben zu lassen. Ich kümmere mich nicht nur um eine Fähigkeit, nur um einen Aspekt der Teamführung. Ich vertraue meinem Bauchgefühl. Manchmal spüre ich einfach, dass ich einen Spieler in einer schwierigen Situation anrufen muss. Dann sage ich ihm, er solle ruhig bleiben, vielleicht ein paar Wochen nicht spielen. Bei andern mache ich gar nichts, bis ich mit der Peitsche komme.

Medien haben Ihnen vorgeworfen, Sie würden manchmal zu lange an einzelnen Spielern festhalten, die Mannschaft zu wenig



«Am Anfang fehlte mir wohl etwas das Durchsetzungsvermögen»: Petkovic als Spieler beim FC Chur, 1991.

abwechslungsreich gestalten. Wenn man Ihnen so zuhört, kann man denken, dass Sie ganz bewusst an der Konstanz des Teams festhalten.

Ja, das ist sicher so. Das Team ist das Wichtigste, aber es ist unglaublich, wie verschieden die Spieler sind. Dieses Gefüge können Sie nicht nach Belieben durcheinanderwirbeln.

Was machen Sie, wenn es intern kracht? Eifersucht, alltägliche Situationen. Wie dreht man die negative Stimmung ins Positive?

Auch dafür habe ich kein Kochrezept. Ich setze so weit wie möglich auf Eigenverantwortung. Die Jungs sollen ihre Probleme selber lösen. Wenn zwei das nicht können, schicke ich einen dritten dazu. Ich greife erst im Notfall ein.

Indirekte Führung.

Ich versuche zu steuern und schaue zuerst. Wenn es nötig ist, dass ich eingreife, mache ich es direkt, spreche ich einzeln mit den Betroffenen. Zuletzt bespreche ich den Konflikt vor der Mannschaft oder vor der Öffentlichkeit. Letzteres behagt mir am wenigsten. Ich versuche es zu vermeiden.

Es gibt den Grundsatz, dass man gegenüber der Gruppe immer nur loben, Kritik aber vertraulich eins zu eins äussern soll. Halten Sie es auch so?

Im Fussball ist es anders. Es ist einfacher, die Gruppe zu kritisieren, weil dann jeder meint, dass er nicht betroffen ist. (Lacht)

Dann bringt es aber nichts.

Klar, ich kann einen Einzelnen nicht vor allen anderen zusammenstauchen. Das hat niemand gern. Mein Ziel aber ist es, dass die Spieler von sich aus zu mir kommen, wenn sie ein Problem haben. Wenn

ich immer von aussen kritisieren muss, stimmt etwas im Vertrauensverhältnis nicht.

Nun hat die Schweiz ja viele Spieler aus den ehemaligen Kriegsgebieten Jugoslawiens. Da treffen sozusagen die einst verfeindeten Völker plötzlich im gleichen Leibchen unter dem gleichen Wappen aufeinander. Es ist uns klar, dass wir hier ein heikles Terrain betreten, aber Hand aufs Herz: Gibt es da nicht auch spezielles Konfliktpotenzial unter der Oberfläche? Und ist es hier Vorteil oder Nachteil, dass Sie als gebürtiger kroatischer Bosnier einen Balkankrieg-Hintergrund haben?

Alle Spieler haben ihre Geschichte, egal, aus welchem Teil der Schweiz sie kommen oder wie sie in die Schweiz gekommen sind. Ich bilde mir ein, ein gutes Gespür für solche

«Wir hatten vorübergehend den Kompass verloren. Es begann schon bei der Auslosung.»

Dinge zu haben. Was nun die Leute aus Ex-Jugoslawien angeht, habe ich den klaren Vorteil, dass ich weiss, wie diese verschiedenen Völkerschaften ticken. In meiner Verwandtschaft habe ich auch Serben und Kroaten und Bosnier.

Gibt es innerbalkanische Röstigräben in der Fussballnationalmannschaft?

Das ist die Frage von Leuten, die das frühere Jugoslawien kaum und unsere Spieler überhaupt nicht kennen. Es ist eben auch hier wieder alles sehr individuell und verschieden. Ein Xhaka funktioniert nicht gleich wie ein Kasami oder ein Shaqiri. Und Seferovic ist nicht wie Drmic. Man kann diese Spieler

nicht so pauschal auf Kollektive beziehen. Am wichtigsten ist, dass die Spieler meine Unterstützung spüren und Vertrauen in mich haben.

Vielleicht sind Sie als jemand, der aus der Vielvölkerstadt Sarajevo kommt, geradezu prädestiniert, ja die Idealbesetzung, um eine so multikulturelle Schweizer Nationalmannschaft zu führen.

Ich wurde jedenfalls so erzogen, dass es Menschen von unterschiedlichen Gruppen gibt. Ich verstehe natürlich, dass dies zu Konflikten führen kann. Ich bin nicht blind. Wir haben gesehen, wie in Jugoslawien das Zusammenleben durch eine falsche Politik vergiftet wurde. Gerade deshalb versuche ich, die Menschen als Menschen anzuschauen, egal, ob nun jemand aus dem Süden oder aus dem Norden kommt. Ist nicht genau dies auch das Erfolgsrezept der Schweiz? Leben und leben lassen. Es spielt doch keine Rolle, ob einer in Lausanne oder in Lugano geboren wurde. Wenn aber die Schweizer nur noch darauf schauen würden, von wo einer stammt, dann käme es nicht gut.

Und gab es nicht – lange bevor die Shaqiris und Xhakas für Furore sorgten – einen richtiggehenden innerschweizerischen Röstigraben in der Fussball-Nationalmannschaft?

Das habe ich gleich am Anfang korrigiert. Ich habe einen gemeinsamen Esstisch gemacht. Alle Spieler essen am gleichen Tisch. Das hat sich bewährt. Heute ist es für die Spieler normal, zusammen zu sein – und zusammen zu spielen. Wer woher kommt, spielt keine Rolle.

Trotzdem brachen die Gespenster des Balkankriegs an der WM in Russland durch, beim Match Schweiz gegen Serbien, in Gestalt eines Doppeladlers. Wie sehen Sie diese Episode aus dem Rückblick?

Diese Vorgänge waren ganz klar ein Problem. Ich darf das heute zugeben, damals musste ich die Wogen glätten. Es war ein Chaos. Wir hatten vorübergehend den Kompass verloren. Es begann schon bei der Auslosung. Ich hatte ein mulmiges Gefühl.

Waren dieser Match und seine ungläubliche Emotionalität die schwierigste Situation in Ihrer Trainerkarriere?

Es war auf jeden Fall extrem. Ich wusste, was mit den Eltern des einen oder des anderen im Krieg passiert ist. Dieses Thema wurde vor dem Spiel an der Pressekonferenz regelrecht gepusht. Es zeichnete sich ab, dass es nicht in die richtige Richtung läuft, aber wir haben nicht mit dem gerechnet, was dann kam.

Es war vermutlich das emotional intensivste Spiel in der jüngeren Geschichte des Schweizer Fussballs, abgesehen von den Doppeladler-Irrungen auch eine der spektakulärsten Partien.

>>>

Wir wären einfach nur zufrieden gewesen, das Spiel zu gewinnen. Aber dann kommen diese Emotionen. Es gibt ein Tor in der letzten Minute, und ausgerechnet die Spieler, die im Visier der serbischen Fans standen, schossen die Tore.

Was haben Sie, im Auge dieses Gefühlsturms, als Erstes gemacht?

Deeskalation. Beruhigung. Die Temperatur herunterschrauben.

Von aussen hatte man den Eindruck, den Teamverantwortlichen sei die Sache entglitten.

Es war sicher falsch, dass wir gegen aussen immer nur reagiert haben. Wir hatten die Zügel offensichtlich nicht mehr in der Hand. Es war aber auch wirklich ein emotionaler Ausnahmezustand. Im Nachhinein ist man immer schlauer.

Was würden Sie heute anders machen?

Ich wünsche mir, dass ich eine solche mögliche Extremsituation vor dem Spiel noch besser spüre und die Probleme entsprechend voraussehe. Es wird dann einfacher, mit den Spielern zu reden und die Gruppe darauf vorzubereiten.

Ungeachtet dessen: Es war eine für Sie sicher hochinteressante Erfahrung.

Das kann man wohl sagen. Mit unserem neuen Medienchef Adrian Arnold habe ich besprochen, dass wir in einer solchen Situation drei Minuten nach dem Spiel einen Granit

Xhaka nie und nimmer mehr vor die Kamera schicken dürfen. Als wir damals entschieden, dass ich erst nach der Rückkehr in Lugano vor die Presse trete und zu den Journalisten spreche, war das Chaos schon geschehen.

Interessant war auch, dass die Mannschaft nach diesem fiebrigen Exploit gegen Serbien wie abgelöscht wirkte. Gegen Schweden spielte man ohne Feuer. Wie ist so etwas zu erklären? Haben Sie das schon einmal erlebt?

Ja, das kann es geben. Als ich als völlig unerfahrener Trainer zu YB kam, spielten wir in der Europa League gegen Tottenham und gewannen 3:2. Das war am Donnerstag. Am Sonntag traten wir gegen Zürich an, waren emotional tot und verloren den Match. An der WM war merkwürdig, dass im Training von diesem Energieabfall nichts zu spüren war. Alles schien normal – ausser, dass da draussen die Medien sich über diesen Doppeladler ereiferten. Wir waren froh, dass Xhaka, Shaqiri und Lichtsteiner nicht gesperrt worden waren.

Vielleicht hätten Sie und die Teamführung diese Doppeladler-Story einfach noch viel entschiedener herunterspielen müssen.

Vielleicht haben Sie recht. Wir hatten etwas den Fokus verloren, ohne es zu merken. Wenn man in einem solchen Turnier etwas erreichen will, müssen alle drin im Tunnel sein. Von links und rechts prasselte Kritik, die Hitze war enorm. Auf der anderen Seite: Die Schweden waren keine Anfänger. Sie setzten sich gegen Italien und Deutschland durch.

Die südländisch heissen Schweizer erfroren im schwedischen Eisblockfussball.

Ich hatte trotzdem das Gefühl, wir hätten dieses Spiel gewinnen können. Bis zuletzt dachte ich das. Das schmerzt heute noch.

Kommen wir zu einer Ihrer grössten Leistungen als Schweizer Fussball-Nationaltrainer.

Jetzt bin ich aber gespannt.

Eine Leistung zudem, für die Ihnen noch nie jemand gratuliert hat.

Die Spannung steigt ins Unerträgliche. *(Lacht)*

Anders als Ihr Vorgänger, der hochdekorierte Ottmar Hitzfeld, der bei Ringier schon während seiner Amtszeit auf der Lohnliste stand, haben Sie sich von den Boulevardmedien nicht vereinnahmen lassen. Früher machte der Blick mit dem Nati-Trainer oft auch gleich noch die Mannschaftsaufstellung. Sie gehen auf Distanz. Das braucht Kraft und

Nerven. Es kostet Sie wohl auch Sympathiepunkte. Kompliment.

Dass ich da anders bin, macht mich schon ein bisschen stolz. In Italien war das ein grosser Teil meines Erfolges, neben dem Cup-Titel mit Lazio Rom. Weil ich mich selber blieb, weil ich normal geblieben bin, sehen mich Italiener und italienische Journalisten noch heute eher positiv. Sie schätzen, dass ich keine Schiedsrichter kritisierte, keine Polemik machte. Diesen Stil habe ich versucht beizubehalten.

Der Schweizer Boulevard versucht Sie trotzdem wie einen Tintenfisch zu umschlingen in einer Nebelwolke nicht nur freundlicher Schlagzeilen. Was sind eigentlich die grössten Fake News, die Sie über sich lesen mussten?

Es gibt so viele, ich kann mich gar nicht erinnern. *(Lacht)*

Konkreter, bitte.

Ich habe einen Filter in meinem Kopf.

Einen Bullshit-Filter?

Ja, der macht die Reinigung von selber. Aber ich mache mir schon meine Gedanken und sage, wenn mich etwas stört. Wenn ich den



«Es war ein Chaos»: Shaqiris Doppeladler, 2018.

Journalisten einen Stein zurückwerfe, dann denken sie immer, ich sei dünnhäutig. Aber das bin ich nicht, ich habe ein dickes Fell. Wenn ich zurückgebe, dann ist es ein Signal, dass es so nicht geht. In den letzten Jahren wurde so viel gegen den Menschen Vladimir Petkovic geschossen, das konnte ich einfach nicht akzeptieren.

Was tun Sie dagegen?

Ich habe verschiedene Modelle: Ich verweigere die Zusammenarbeit, gebe keine Interviews oder lasse mal ein Wort in eine bestimmte Richtung fallen. Vielleicht wird es ja verstanden.

Wir hatten auch schon den Eindruck, Sie wirkten vor den Kameras reichlich zugeknöpft und ernst. Kritiker sagen, Sie seien schnell betupft. Aber vermutlich ist das einfach nur Ihre Art, sich die Unabhängigkeit gegenüber den Medien zu bewahren.

Ich versuche tatsächlich, Abstand zu halten. So war ich schon immer. Nach jeder Entlassung habe ich drei bis vier Monate öffentlich nichts gesagt. Auch über einen Ex-Klub habe ich nie negativ gesprochen. Ich habe zwar immer meine Gedanken, aber die behalte ich für mich. In der Öffentlichkeit bin ich zurückhaltend positiv, auch in schwierigen Momenten. Das ist für mich wichtig – vor allem, weil ich in den schwierigen Momenten immer in der Zeitung bin. Der Trainer muss die Mannschaft abschirmen.

Ein berühmter Schweizer Manager sagte, wenn es krache, lese er einfach keine Zeitung mehr.

Ich schon. Ich will wissen, was geschrieben wird. Manchmal lese ich aber nur den Titel oder frage nach, worum es grob geht. Ich muss wissen, was der Tenor nach einem Spiel ist. So kann ich meine Meinung besser ausdrücken. Aber nie würde ich Politik gegen eine Zeitung machen, das wäre der sichere Untergang.

In der Schweiz hat man das Gefühl, der Nationaltrainer müsse einer von uns sein, man betrachtet ihn als Allgemeingut. Schätzt man Ihren Drang nach Eigenständigkeit falsch ein?

Das Problem ist einfach, dass viele versuchen, mit mir ins Bett zu gehen. Wie funktionieren sie in meiner Wohnung? Wie ist es, wenn ich meine Tochter abhole? Ich aber will Abstand, ich will kein öffentliches Privatleben. Viele Leser der Boulevardmedien haben verstanden – manche besser als die Journalisten –, worum es mir geht. Von ihnen bekomme ich die Rückmeldung, Vlado sei ja eigentlich ein ganz bodenständiger Mensch, ein anderer Mensch als der, den die Medien zeichnen.

Sie wirken öffentlich tatsächlich anders als im direkten Gespräch.

Ja, das ist mir bewusst. Wenn ich am Fernsehen gleich nach dem Spiel zum Kurzint-



«Ich vertraue meinem Bauchgefühl»: mit der Schweizer Nationalmannschaft.

interview komme, dann schiessen sie zwei Minuten, und ich nehme meinen Panzer und schiesse zurück. Das ist nicht der Mensch Vladimir Petkovic, das ist der Schutzpanzer Petkovic. Inzwischen gehe ich nur dann ins Studio, wenn ich etwas länger Zeit bekomme in einer lockeren Atmosphäre. Wenn sie dann kritisch sind, dann stört mich das nicht. Aber ich komme als anderer Mensch, als anderer Trainer rüber.

Zusammenfassend: Was sind die drei wichtigsten Petkovic-Führungsprinzipien?

Ehrlichkeit, Menschengefühl und ...

Eine gesunde Distanz zu den Medien?

Nein, vielleicht mein einfühlsamer Führungsstil. Ich nehme die Spieler wichtiger als mich selbst. Dies hat sich in meiner

«Das ist nicht der Mensch Vladimir Petkovic, das ist der Schutzpanzer Petkovic.»

Trainerkarriere als recht brauchbare Methode herausgestellt, wenn ich mir die Resultate anschau.

Was interessiert Sie eigentlich ausserhalb des Fussballs?

Auch Fussball. (Lacht) Nein, sportlich interessiert mich eigentlich alles.

Ausser Sport?

Ich verfolge auch Politik, aber darüber muss ich ja nicht reden, das mache ich mit mir aus.

Ihre heimliche Leidenschaft?

Heimlich? Darf es meine Frau wissen? (Lacht) Ich mag die normalen Sachen, mit Freunden ausgehen, etwas essen, ein Glas Wein trinken. Mich interessiert zum Bei-

spiel Wein. Ich habe mir einen Weinkeller zugelegt. Das ist so eine kleine Passion von mir, manchmal auch eine teure, die ich meinen Töchtern übertragen habe. Sie verstehen davon bereits mehr als ich.

Verfolgen Sie die Politik in Ex-Jugoslawien?

Ich weiss alles, aber ich verstehe nichts. (Lacht)

Was für ein Bild hatten Sie von der Schweiz, als Sie 1987 hierherkamen?

Wie viele andere auch: Schokolade, Skifahren, schönes Leben, Banken.

Und heute?

Ich musste mich nicht gross umstellen. Sicher ist es hart hier, wie in jedem Land. Man muss arbeiten, etwas leisten, um erfolgreich zu sein. Man hat aber mehr Möglichkeiten. Es werden einem weniger Hindernisse in den Weg gelegt. Man schenkt dir nichts, aber du wirst auch nicht künstlich zurückgehalten. Wenn man viel leistet, dann wird man dafür gut bezahlt. Diese Freiheit macht die Schweiz aus.

Sie sind ein Sprachgenie. Sie beherrschen Kroatisch, Russisch, Deutsch, Italienisch, Französisch, Englisch, Spanisch.

Halt, halt. Spanisch und Englisch kann ich nicht. Ich verstehe es, aber sprechen kann ich es nicht. Russisch hatte ich acht Jahre in der Schule. Wenn ich russisches Fernsehen anschau, kann ich es verstehen. Aber ich bräuchte drei Monate, um wieder voll reinzukommen.

Sie sind kroatisch-schweizerischer Doppelbürger.

Ja, schon lange.

Was schätzen Sie an der Schweiz? Was weniger?

Ich bin seit 33 Jahren hier. Das Land hat sich verändert, aber die Mischung stimmt. Mit

der Entscheidung, im Tessin zu bleiben, hier meinen Heimatort zu haben, bin ich sehr zufrieden. Allgemein das Leben in der Schweiz gefällt mir sehr. Ich schätze, dass Leistung belohnt wird. In der Schweiz gibt es klare Regeln, nicht so viel Bürokratie. Das macht es einfacher, etwas zu bewegen. Wenn man Qualitäten hat, ist es einfacher, diese Qualitäten auszuleben. Negativ ist vielleicht, dass nicht alle Regionen die gleiche Anerkennung bekommen. Man spielt die Landesteile zum Teil gegeneinander aus. Ich finde das unnötig.

Man sagt, die Schweiz sei das in sich zerstrittenste, deshalb nach aussen friedlichste Land der Welt.

Da ist sogar etwas dran. Ich schätze vor allem, dass es hier nicht die Gewohnheit gibt, in den ganz fundamentalen Fragen Streit zu haben.

Wenn Sie als Schweizer Nationaltrainer einmal aufhören, wie lautet die Schlagzeile, die Sie gerne lesen möchten?

Die Vergangenheit war nicht so schlecht. (Lacht) Das ist mir übrigens an früheren Arbeitsorten oft passiert. Rückblickend haben sie mir oft mehr Wertschätzung gegeben als während meiner Tätigkeit. Besser als umgekehrt.

Sie haben das Gefühl, dass Sie anfänglich unterschätzt werden und man erst im Nachhinein sagt: «Schade, ist er nicht mehr da.»

So könnte man es sagen. Immer, wenn ich gekommen bin, hat es so ausgesehen, als hätte ich die Trainerposition nicht verdient, als sei ich unterqualifiziert. Dann musste ich mich durchbeissen, mich beweisen und zeigen, dass ich am richtigen Ort und zum richtigen Zeitpunkt dort bin.

Durchbeisser Petkovic.

Ich denke schon. Bei YB hat man mich drei Jahre lang für die Dreierkette kritisiert.

Die Sie aber innovativ eingeführt hatten.

Das finde ich auch.

Um ein Haar wären Sie mit den Bernern Meister geworden. Damals gab es einen grossen Empfang im Bundeshaus, Jubel, Trubel, viel Prominenz, Politiker, alle redeten mit allen, nur einer stand ganz allein an der Bar: Vladimir Petkovic. Noch immer rätseln manche in der Bundesstadt, was dieser Trainer für ein Mensch sei.

Ich bin so. Ich stelle mich nicht in den Vordergrund. Wenn ich muss, dann schon. Aber ich bin eher konservativ und beobachte lieber, als in der ersten Reihe zu stehen. Als Trainer muss man manchmal vorrücken. Alle wollen alles über dich wissen, Fotos schiessen – das mache ich jeden Tag. Aber über vieles will ich eigentlich gar nicht reden. Wer alles preisgibt, ist uninteressant. Jeder Mann braucht um sich herum ein bisschen Geheimnis. ○

Schau vorwärts, nicht zurück

Paul Hälg hat als Sika-Präsident in der Schweizer Wirtschaft mehr verändert als die meisten seiner Kollegen. Die Firma steht für ein sagenhaftes Wachstumsmodell, hinterlässt aber Rechtsunsicherheit. *Von Beat Gygi*

Der Chemiespezialitäten-Konzern Sika hat vor Tagen Geschäftszahlen zum Jahr 2019 vorgestellt, die kurz im Scheinwerferlicht der Märkte aufglänzten und dann rasch im Meer der Meldungen verschwanden. In den Medien war von einem «weiteren Rekordjahr», einer rasant wachsenden «Cash-Maschine» oder «Doping fürs Portfolio» die Rede, aber nach Corona-Angst und Kurseinbrüchen an den Börsen ist das Thema in den Hintergrund entschwunden. Dabei würden die neuesten Zahlen als Fortsetzung der jüngeren Firmengeschichte mehr Aufmerksamkeit verdienen. Wie steht es um die Gegensätze zwischen Bodenständigkeit und Globalisierung? Wie lange kann ein Unternehmen enorm rasch wachsen? Welche Spuren hinterlässt die Führung von Sika im Schweizer Aktienrecht?

Gleich viel wert wie die Credit Suisse

Die jüngsten Geschäftszahlen sehen gut aus, aber man kann das Gefühl bekommen, das Unternehmen wachse geradezu unheimlich schnell, als ob es atemlos am Vorwärtsstürmen sei und nur Beschleunigung kenne. Zu den treibenden Kräften dieses Vorwärtsdrängens zählt Verwaltungsratspräsident Paul Hälg; der 65-jährige Manager und Chemiker hat die jüngere Firmengeschichte stark geprägt. 2009 kam er – im Hauptberuf CEO des Dätwyler-Konzerns – von aussen in den Sika-Verwaltungsrat. Seit 2012 ist er Präsident, und ab Dezember 2014 war er Anführer im dreieinhalbjährigen Kampf der Firmenführung gegen die Sika-Mehrheitsaktionärin und Eigentümerfamilie Burkard.

Heute steht er als Sieger da. Sika gilt als hochtourige Wachstumsmaschine. Der Umsatz wurde 2019 gegenüber dem Vorjahr um gut 16 Prozent gesteigert, dies nach einem Plus von fast 14 Prozent 2018 und 9 Prozent im Jahr zuvor. Mit 8,1 Milliarden Franken war der Jahresumsatz jüngst doppelt so gross wie zehn Jahre vorher. An der Börse stieg der Marktwert von Sika vor den Corona-Störungen in die Nähe von 30 Milliarden Franken und kam damit nah an die Credit Suisse heran.

Was für ein Vergleich! Die Bauchemie- und Dichtungsfirma mit dem kleinen Hauptsitz in Baar ist praktisch gleich viel wert wie die traditionsreiche Schweizer Grossbank vom Paradeplatz, die übrigens etwa doppelt so viele Personen beschäftigt wie Sika und ein viel teureres Management hat. Pikant sind auch die Kontraste in der öffentlichen Auf-



Hat die Rakete genug Treibstoff? Manager Hälg.

merksamkeit: Credit-Suisse-Verwaltungsratspräsident Urs Rohner bringt es bei einer Internetsuche nach seinem Namen und seiner Bank auf etwa fünfzehn mal so viele Treffer wie Sika-Verwaltungsratspräsident Paul Hälg, wenn man ihn in Verbindung mit seiner Firma googelt. Ist Hälg also viel weniger wichtig als Rohner?

Erste Antwort: Von der wirtschaftlichen Schaffenskraft her ist es umgekehrt. Bei der Frage, welche Schweizer Unternehmen zwischen 2010 und 2020 ihren Eigentümern am meisten gebracht haben, steht der Sika-Konzern mit einem Gesamtertrag von über 700 Prozent an der Spitze in der Rangliste der Schweizer Blue Chips. Die Credit Suisse findet sich ganz am Schluss der Tabelle, deren Eigentümer verloren derweil gut 60 Prozent. Kurz: Die Banker blicken zurück auf ein verpasstes Jahrzehnt, für die Bau- und Industrieleute war es wie eine Expedition in einer Rakete.

Zweite Antwort: Hälg hat in der Unternehmenswelt mehr bewegt als Rohner, vor allem mit Blick auf Wachstums- und Eigentumsfragen. Hälgs grösster Kraftakt beziehungsweise Feldzug begann Ende 2014, als die Eigentümerfamilie Burkard ankündigte, sie wolle ihre Stimmenmehrheit an Sika für 2,75 Milliarden Franken an den französischen Konzern Saint-Gobain verkaufen. Der Verwaltungsrat unter Hälgs Führung sowie das Management mit CEO Jan Jenisch – heute ist er CEO des schweizerisch-französischen Zementkonzerns Lafarge-Holcim – widersetzten sich dem Vorhaben sogleich. Das Management lud Analysten und Medien ein, um seinen Kampf gegen den Verkauf zu erläutern und dafür zu werben, und erhielt Applaus von Finanzanalysten, die sonst als nüchterne Zahlenmenschen gelten. Der Widerstand des Verwaltungsrats und des Managements kam in Öffentlichkeit und Politik

in weiten Kreisen gut an. Und die bis heute anhaltende stürmische Entwicklung von Sika bestärkt viele in dieser Haltung.

Angriff auf Eigentumsrechte

Hälg führte damals den Kampf gegen die Eigentümerfamilie raffiniert und unbeirrbar, zum Teil fast staatstragend, zum Teil polemisch. An der Generalversammlung traten Kaderleute aus aller Welt auf, um Stimmung gegen die Hauptaktionärin und ihre Absichten zu machen. Der Verwaltungsrat liess deren Stimmrechte an den Generalversammlungen beschränken. Der Haupteigentümer wurde quasi juristisch gefesselt. Das Lager um Hälg trat mit dem Staranwalt und Jus-Professor Peter Nobel aufs Gefechtsfeld. Die Familie Burkard stützte sich auf den ebenfalls als Titan bekannten Basler Rechtsprofessor und Aktienrechtler Peter Böckli.

Im Prinzip zog Hälg gegen das herkömmli-

liessen. Hälg trug mit seiner beharrlichen Art dazu bei, dass die Marktbeobachter an eine starke Zukunft der Firma glaubten.

Im Frühling 2018 gab es dann den Deal: Die Familie verkaufte ihr Beteiligungsgefäss und erhielt dafür sogar mehr Geld als anfangs vereinbart, Saint-Gobain bekam aber nicht die 52-Prozent-Stimmen-Quote, da die Stimmrechtsaktien abgeschafft wurden. Saint-Gobain gab noch einen Teil der Papiere an Sika und hat nun lediglich ein Paket von gut 10 Prozent in der Hand, dafür gab es aber noch zwei Milliarden Franken von Sika dazu. Hälg sprach von einer «Win-win-win-Situation». Verloren hat jedoch die Rechtssicherheit; ein letztes Gerichtsurteil über die Eigentumsrechte des ehemaligen Hauptaktionärs gibt es nicht, im Schweizer Aktienrecht besteht die Ungewissheit weiter. Aber kaum jemand schaut jetzt noch ernsthaft zurück.

Man kann heute sagen: Die Sika-Führung hat sich durch stürmisches Wachstum in eine sichere Zone gerettet, denn die Geldverteilung hat den ganzen Konflikt am Schluss übertüncht. Ermöglicht hat dies die rasante Kurssteigerung der Sika-Aktie, bezahlt haben es letztlich also die Aktionäre – und wäre Sika nicht eine Rakete gewesen, wäre so etwas schwierig geworden.

Hilft die Flucht in die Grösse?

Ist es aber eine Rakete mit genug Treibstoff? Die stürmische Expansion seit 2015 beruht zu einem guten Teil auf Firmenkäufen. Um die dreissig Akquisitionen dürften es sein, die Umsatz und Ertrag stetig nach oben getrieben haben. Der jüngste und grösste Zukauf ist der französische Mörtelhersteller Parex für 2,5 Milliarden Franken. Rechnet man den Beitrag von Akquisitionen aus dem Umsatz heraus, hätte die Steigerung 2019 lediglich 3,3 und nicht 13 Prozent betragen. Zudem haben die Gewinnmargen in jüngerer Zeit nachgegeben, was Fragen nach der Widerstandsfähigkeit des Wachstumsmodells von Sika aufwirft. Was würde passieren ohne die externe Treibstoffzufuhr? Könnte Sika – jetzt ohne Ankeraktionär – ein Übernahmeobjekt werden? Was passiert, wenn Saint-Gobain nach der nächstens ablaufenden Haltefrist das 10-Prozent-Paket verkauft? Hat der Zementkonzern Lafarge-Holcim Interesse? Hilft Sika die Flucht in die Grösse? Anderswo hatte Hälg wenig Erfolg mit zugekaufter Diversifikation. Seit 2017 ist er Verwaltungsratspräsident der in Altdorf ansässigen Dätwyler-Gruppe, wo er vorher zwölf Jahre lang Konzernchef gewesen war. Da wurde unter seiner Führung während Jahren ein Handelsgeschäft für Elektronikartikel durch Zukäufe ausgebaut, das jetzt als Altlast gilt und mit Verlust abgestossen wird. Klar, die Rakete Sika ist in einer ganz anderen Umlaufbahn, aber gleichwohl stellt sich die Frage, ab wann ein Wachstum durch Zukäufe schwierig verdaubar wird. ○

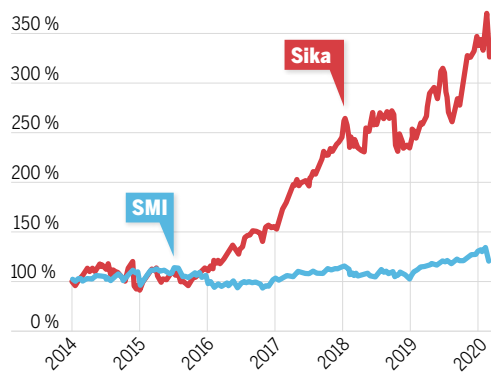
Die Sika-Führung hat sich durch stürmisches Wachstum in eine sichere Zone gerettet.

che Verständnis von Aktienrecht und Eigentumsgarantie in den Kampf und mobilisierte dabei auch viele Interessengruppen, die aus verschiedensten Motiven heraus der Ansicht waren, der Mehrheitseigentümer dürfe nicht einfach über sein Eigentum verfügen. Besonders brisant war, dass die angelsächsischen Investoren wie die Bill & Melinda Gates Foundation in dieser Koalition mitmischten und quasi zu verstehen gaben, dass sie sich nicht um die schweizerische Spezialität der Stimmrechtsaktien scherten – und gewannen.

Bei allen Streitigkeiten gelang es Hälg, in diesen Jahren die operativen Chefs abzuschirmen und die Firma auf Touren zu halten. Der juristische Kampf fand quasi ausserhalb der eigentlichen Geschäfte statt. Die Grafik unten zeigt, dass die Anleger sich nicht abschrecken

Alle abgehängt

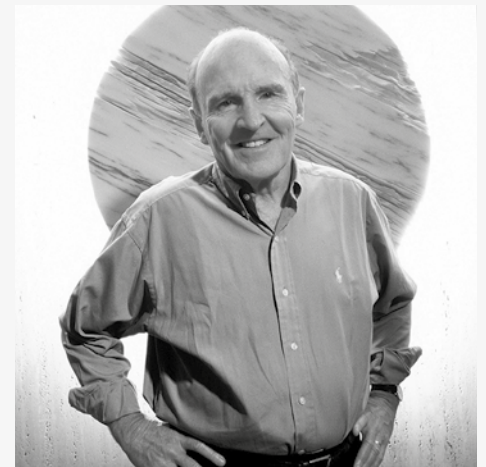
Aktienkurs der Sika im Vergleich mit dem Börsenindex der grossen Schweizer Unternehmen (SMI)



QUELLE: SIX SWISS EXCHANGE AG

Sika gilt als hochtourige Wachstumsmaschine.

Nachruf



Die ganze Karriere bei GE: Firmenchef Welch.

Jack Welch (1935–2020)—Jack Welch machte General Electric (GE) zum weltweit wertvollsten Unternehmen, wurde «Manager des Jahrhunderts» und – dank «Jack: Straight from the Gut» – Bestsellerautor und Guru für zahllose Manager. «Neutronen-Jack» war ein Topmanager der alten Garde und keineswegs unumstritten: Er strich gnadenlos ein Viertel von 400 000 Stellen und pflegte einen harten Führungsstil. GE entliess jährlich die 10 Prozent Mitarbeiter mit den geringsten Leistungen. Sein Durchgreifen verwandelte den behäbigen Riesen in einen agilen Konzern und steigerte den Marktwert von 12 auf 410 Milliarden Dollar. Bei seiner Pensionierung 2001 erhielt er mit 417 Millionen Dollar das grosszügigste Ruhestandspaket der Wirtschaftsgeschichte.

1935 als Sohn irisch-katholischer Eltern in Massachusetts geboren, verbrachte John F. Welch seine ganze Karriere bei GE, nachdem er 1960 als Chemieingenieur zur Kunststoffabteilung in Pittsfield gestossen war. 1972 wurde er jüngster Vizepräsident, 1980 Vorsitzender und CEO. Als Firmenchef kaufte und verkaufte er zahlreiche Unternehmen und erweiterte GE um Finanz- und Beratungsdienstleistungen.

Ich begegnete Jack 2007, als ich noch in New York lebte. Seine Worte damals bleiben unvergessen: «Sie werden befördert, und die meisten merken nicht, dass es nicht mehr um Sie geht, sondern um Ihre Leute. Wenn andere Traumziele erreichen, die sie nie für möglich gehalten haben, machen sie Sie zu einem Star.»

Welch züchtete eine Generation von Spitzenmanagern heran: seinen Nachfolger Jeff Immelt und die späteren Firmenchefs Bob Nardelli (Home Depot), David Calhoun und Jim McNerney (Boeing) und nicht zuletzt Joseph Hogan (ABB). Jack Welch starb am 1. März mit 84 Jahren. *Thomas D. Zweifel*



Wohlstand der Nation

Die Befürworter des Rahmenabkommens mit der EU erhoffen sich wirtschaftliche Vorteile für die Schweiz. So war es auch bei früheren Versuchen, den Franken an den Euro anzubinden. Beides würde das Ende der Schweizer Erfolgsgeschichte bedeuten. *Von Kurt Schiltknecht*

Die Anpassungsfähigkeit ist einer der wichtigen Gründe, weshalb die Schweiz der Globalisierung standhalten konnte.

Einige Länder sind sehr vermögend, andere leben noch immer in Armut. Zu den beliebten Erklärungen dafür gehören die Ausstattung eines Landes mit Rohstoffen oder seine geografische Lage. Vor allem linke und religiöse Kreise bringen den Wohlstand der reichen Industrieländer in einen Zusammenhang mit Kolonialismus, Ausbeutung und den Fluchtgeldern aus den Entwicklungsländern. Diese Thesen finden heute, wo das Moralisieren vor dem Analysieren kommt, noch immer breiten Anklang.

Bei einer vertieften Analyse geben diese Theorien jedoch keine konsistente Erklärung ab. Nur einige wenige Öl produzierende Staaten haben das Niveau der reicheren Industrieländer erreicht. In Libyen, Nigeria oder Venezuela ist dagegen die Armut nach wie vor riesig, und auch in zahlreichen anderen rohstoffreichen Ländern lässt der Wohlstand weiterhin auf sich warten. Dafür haben es rohstoffarme Länder wie Singapur, Liechtenstein oder die Schweiz an die Spitze der wohlhabendsten Länder geschafft. Der Erfolg dieser kleinen Länder zeigt auch, dass der Machtfaktor oder der Kolonialismus zur Erklärung eines grossen Wohlstandes falsch sind oder zumindest als Begründung nicht ausreichen. Andere Faktoren sind wichtiger.

Aussicht auf Belohnung

Ob in einem Land viel oder wenig produziert wird, hängt nicht zuletzt von der Qualität des Humankapitals ab, also von der Bereitschaft der Leute zu arbeiten, von ihrem Ausbildungsstand, ihrer Kreativität und Innovationsfreu-

digkeit. Es sind die einzelnen Menschen, die den Wohlstand eines Landes schaffen und vorantreiben. Deren Verhalten wird sowohl im Positiven als auch im Negativen von vielen Faktoren bestimmt.

Eine wichtige Rolle spielen die Erziehung und die Ausbildung, die gesellschaftlichen, religiösen und kulturellen Vorstellungen, aber auch die wirtschaftlichen Erfahrungen. Damit die positiven Faktoren zum Tragen kommen, braucht es ein institutionelles Umfeld, in dem die Leute Anreize haben, in ihre Aus- und Weiterbildung zu investieren, grosse Leistungen zu erbringen und kreativ zu sein. Genauso wichtig sind die Anreize zum Sparen oder Investieren. Ohne die kontinuierliche Bildung produktiven Kapitals gibt es kein nachhaltiges Wachstum. Zudem müssen die Leute eine Chance sehen, die aus ihren Anstrengungen und Leistungen kommenden Erträge zu einem grossen Teil für sich behalten zu können. Andernfalls lässt die Leistungsbereitschaft zu wünschen übrig. Welche Bedeutung das institutionelle Umfeld für den wirtschaftlichen Erfolg eines Landes hat, zeigt das enorme Wirtschaftswachstum in China nach dem Systemwechsel vor etwas mehr als zwanzig Jahren. Ausgangspunkt für diesen Erfolg war eine Analyse der institutionellen Rahmenbedingungen in den erfolgreichen Industrieländern. Bereits viel früher hatte die Regierung von Singapur nicht zuletzt auch in der Schweiz nach dem Rezept für wirtschaftlichen Erfolg gesucht.

Gäbe es keine institutionelle Ordnung, könnte jeder tun, was ihm gefällt. Eine Zusammenarbeit würde auf Freiwilligkeit beruhen.

Viele der Verhaltensnormen, die sich in einem nicht geregelten System herausbilden, basieren auf der Rücksichtnahme gegenüber den Mitmenschen oder auf dem Versuch, das Zusammenleben angenehm und effizient zu gestalten. Eine weitgehend freiheitlich organisierte Gesellschaft funktioniert nur dann, wenn sich die Einzelnen freiwillig an bestimmte von der Gesellschaft als richtig anerkannte Normen halten. Diese Erkenntnis gerät vor allem auch bei den Exponenten unserer Wirtschaft immer mehr in Vergessenheit. Die Folge davon ist eine Überregulierung unserer Gesellschaft.

Mit Toleranz und Rücksichtnahme allein lassen sich nicht alle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Probleme lösen. Was passiert, wenn sich die Leute nicht darüber einigen können, wem das schönste Grundstück am See gehören soll? Oder wer entscheidet, auf welcher Strassenseite man mit dem Auto fährt? Bereits diese beiden Fragen lassen erkennen, dass eine institutionelle Ordnung einer Gemeinschaft grosse Vorteile bringt. Deren Gestaltung ist ein langwieriger, nie endender politischer Prozess und erfordert von allen Seiten Kompromisse.

Im Gegensatz zu einem freiheitlich und kapitalistisch organisierten Staat, der für den Einzelnen ein möglichst gutes Umfeld zur Entfaltung seiner individuellen Fähigkeiten und zur Erfüllung seiner Wünsche schaffen will, gibt es Strömungen, die in der Schaffung eines institutionellen Umfeldes in erster Linie ein Mittel zur Erreichung übergeordneter ideologischer oder religiöser Ziele sehen. In



einen grossen Vorteil. Diesen möchten die Linken und Grünen mit dem Ausruf eines Klimanotstandes abschaffen.

Die Auswirkungen von staatlichen Massnahmen auf Gesellschaft und Wirtschaft lassen sich nur selten zuverlässig abschätzen. Dennoch neigen die meisten Politiker dazu, staatlichen Eingriffen den Vorzug zu geben. Weil zudem der politische Aktivismus in unserer medialen Welt honoriert wird, hat die daraus resultierende Flut von Regulierungen und Gesetzen zu einer fortschreitenden Bevormundung der Bürger und Unternehmen geführt. Solche Einschränkungen erschweren die Wahlfreiheit und eine rasche Anpassung an die sich schnell ändernden Gegebenheiten. Doch neue Technologien, die Öffnung der Märkte oder die Notwendigkeit von Innovation zwingen die Unternehmen und Arbeitskräfte, sich diesen Herausforderungen rasch zu stellen. Die Anpassungsfähigkeit ist einer der wichtigen Gründe, weshalb die Schweiz der Globalisierung standhalten und den Wohlstand mehren konnte. Allerdings ist die Anpassungsfähigkeit nicht gottgegeben, sondern das Ergebnis der guten institutionellen Rahmenbedingungen.

Wer erkennt, dass dies der Schlüssel für den Wirtschaftserfolg der Schweiz ist, kann nicht verstehen, weshalb der Bundesrat und ein Teil der Wirtschaft grössere Teile davon für ein Rahmenabkommen mit der EU schleichend preiszugeben bereit sind. Das Rahmenabkommen bringt Vorteile, doch diese werden im Vergleich zu den Nachteilen, die sich für die Schweiz aus den damit verbundenen passiven Anpassungen an weitere EU-Rahmenbedingungen ergeben, überbewertet.

Vorteile überschätzt

Die Probleme liegen ähnlich wie bei den Diskussionen über einen Anschluss der Schweiz an das Europäische Währungssystem. Auch damals wurden die Vorteile für die schweizerische Wirtschaft, nämlich die Ausschaltung der Wechselkursschwankungen beim Handel mit den Euro-Ländern, gegenüber den Nachteilen, die sich aus der Preisgabe einer eigenständigen Geldpolitik ergeben, überschätzt. Heute wissen wir, dass sich die Schweiz trotz Wechselkursschwankungen und Aufwertungen dank der guten Rahmenbedingungen zu einer der erfolgreichsten Exportnationen entwickelt hat. Die Geschichte lehrt, dass der sicherste Weg zu mehr Wohlstand in der Weiterentwicklung und Verbesserung der institutionellen Rahmenbedingungen liegt. Hingegen ist es ein Irrtum, zu glauben, dass eine stärkere Angleichung der Rahmenbedingungen an diejenigen der EU bessere Voraussetzungen für den Wohlstand der Schweiz schafft.

Staatsverträge oder die Harmonisierung von Regulierungen auf internationaler Ebene

bringen einen Verlust politischer Autonomie mit sich. Die Möglichkeiten der untergeordneten Körperschaften, auf Probleme in ihren Gebieten mit spezifischen Massnahmen zu reagieren, werden begrenzt. Dieses Nachteils muss man sich bei einem Vertragsabschluss oder einer Harmonisierung von Regulierungen bewusst sein. Bei einem gutausgehandelten Freihandelsabkommen dürften sich die Nachteile in Grenzen halten. Wenn aber ein Abkommen, so wie dies beim Rahmenabkommen der Fall ist, noch andere zentrale Bereiche der Wirtschaftspolitik wie Arbeitsmarktregulierungen oder die Sozialversicherungen miteinschliesst, werden die Vorteile des freien Handels zunichtegemacht.

Eine Harmonisierung von Gesetzen und Regulierungen benachteiligt vielfach die standortschwachen Regionen. Diesen wird die Möglichkeit entzogen, ihre lokalen institutionellen Rahmenbedingungen so zu gestalten, dass sie mit den besten Regionen wettbewerbsfähig bleiben. Von einer Harmonisierung und Zentralisierung der Wirtschaftspolitik profitieren dagegen die Regionen mit den natürlichen Standortvorteilen. Dies sind häufig die Ballungsgebiete. Wenn die Harmonisierung Hand in Hand mit dem freien Personenverkehr geht, löst dies grosse Wanderungen von Arbeitskräften in die Ballungsgebiete aus. Es ist kein Zufall, dass in den zentralistisch organisierten Staaten oder in der EU die wirtschaftsschwachen Gebiete sich entleeren und die Ballungsgebiete über Wohnungsmangel, explodierende Mieten und Infrastrukturprobleme klagen. Dieser einem ausgeglichenen regionalen Wachstum zuwiderlaufenden Entwicklung kann nur Einhalt geboten werden, wenn die Harmonisierung gebremst und den Ländern, den Regionen, den Städten und Gemeinden wieder vermehrt die Möglichkeit gegeben wird, ihre Rahmenbedingungen selbst zu bestimmen.

Bisher hat die Schweiz im politischen Wettbewerb um die besten institutionellen Rahmenbedingungen dank ihrer föderalistischen Struktur und Demokratie hervorragend abgeschnitten. Entsprechend gross war ihr wirtschaftlicher Erfolg. Weil der geplante Rahmenvertrag wichtige Fragen in Bezug auf die weitere Übernahme von EU-Regulierungen ungeklärt lässt, stellt er die Erfolgsgeschichte in Frage.

Kurt Schiltknecht ist ehemaliger Chefökonom der Schweizerischen Nationalbank.

solchen Systemen müssen die Einzelnen ihre persönlichen Interessen und Wünsche der Ideologie oder den Ideen einzelner Politiker oder kirchlicher Exponenten unterordnen. Weil dadurch die Entfaltungs- und Wahlmöglichkeiten begrenzt sind, erstaunt es nicht, dass die wirtschaftliche Entwicklung in diesen Ländern hinter derjenigen einer freiheitlich organisierten Gesellschaft zurückbleibt.

Klimanotstand

Wohlstand setzt gute politische Strukturen und Institutionen voraus. Das haben auch die Goldgräber in Alaska erkannt. Statt sich bei der Goldsuche gegenseitig umzubringen, haben sie mit dem Abstecken von Claims Eigentumsrechte und damit klare Verhältnisse für die Goldsuche geschaffen. Ein Staat muss aber auch in der Lage und willens sein, die in der institutionellen Ordnung festgelegten Rechte umzusetzen. Für den wirtschaftlichen Erfolg ist auch die Nachhaltigkeit der Rechtsordnung von Bedeutung. Zwar sprechen heute alle von Nachhaltigkeit, doch gerade diejenigen, die davon am meisten reden, wollen die bestehenden Gesetze, Regulierungen und Steuern laufend ändern.

Die Erfahrung zeigt: Zu schnelle Änderungen der Rechtsordnung oder der Wirtschaftspolitik sind ein schlechter Boden für eine erfolgreiche Wirtschaft. Diese kann nur planen, wenn sie die Rahmenbedingungen und die Wirtschaftspolitik einigermaßen zuverlässig prognostizieren kann. Dank der direkten Demokratie hat die Schweiz gegenüber den meisten anderen Ländern auf diesem Gebiet



Patriot und Kritiker: Wissenschaftler Xiang.

Professor Xiangs radikale Ideen

Der chinesische Philosoph und Genfer Professor Lanxin Xiang empfiehlt den Machthabern seiner Heimat, von der direkten Demokratie der Schweiz zu lernen. Montesquieu, den Vordenker der Gewaltenteilung, bezeichnet er als seinen intellektuellen Hauptfeind. Sein Traum: eine ganz neue Republik. *Von Urs Gehrig*

Auf Anhieb ist man mit Professor Xiang per du. Das mag an der unkomplizierten englischen Konversationssprache liegen. Oder an seiner direkten Art. Jedenfalls ist man mit Lanxin Xiang sofort bei der Sache. Und die ist gross genug, dass man sich ihrer besser ohne Umwege widmet: China und sein Platz in der Welt.

Xiang ist «ein gutvernetzter chinesischer Wissenschaftler, der in Europa lebt und lehrt», mit diesem ihn simpel qualifizierenden Satz

hat ihn der *Economist* jüngst vorgestellt. Vor allem aber ist er ein erfrischender Geist, der für Aussenstehende einen neuen Blick auf das Riesenreich eröffnet.

Xiang ist weder Apologet der chinesischen Diktatur, noch richtet er die Bazooka gegen Peking, wie es westliche Chinakritiker bisweilen tun. Schonungslos analysiert er die Korruption, die durch die Einparteiherrschaft begünstigt wird. Er geht mit Partei-

oberen ins Gericht, die eine Wiederbelebung konfuzianischer Ethik propagieren und gleichzeitig die eigenen Taschen mit Staatsgeldern füllen. Und er geht den Ursprüngen des Missverständnisses zwischen dem Westen und dem Reich der Mitte auf den Grund. Das alles tut er in einer lebhaften Art, die von Weltläufigkeit zeugt. Und zudem von Genf aus, wo er an dem Graduate Institute of International and Development Studies lehrt.



«Das glaube ich nicht», sagt Xiang. «Die Chinesen entwickeln eine globale Reichweite vor allem durch ihre Belt and Road Initiative.» Damit wollen die Chinesen Naturressourcen für ihr 1,4-Milliarden-Volk urbar machen, fremde Märkte erobern. Und sie wollen so stark werden, dass keine andere Macht ihre Kernbedürfnisse durchkreuzen kann.

Die Chinesen würden sich gar nicht erst als Kolonialmacht eignen, weil sie historisch gesehen keine solche Erfahrung hätten, argumentiert Xiang. «Die Europäer gründen ihre

«Die Führung muss Erfolge erzielen. Wenn sie versagt, läuft sie Gefahr, gestürzt zu werden.»

globale Reichweite historisch auf der Idee der Eroberung eines anderen Landes und ihrer direkten Herrschaft über das Land. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Chinesen diesen Ehrgeiz entwickeln könnten.»

Wie in den letzten Tagen des Zarenreichs

So vehement Xiang angebliche chinesische Kolonialbestrebungen zurückweist, so sehr legt er auch den Finger auf Missstände im Innern Chinas. In seinem Buch «The Quest for Legitimacy in Chinese Politics. A New Interpretation» (2019) vergleicht er die politische Szenerie in Peking mit den letzten Tagen des russischen Zarenreichs, «mit Scharlatanen und Kriechern, die Amok laufen». Die Führung zeige sich in den letzten Jahren zunehmend geneigt, «gute Nachrichten und Lob hören zu wollen», und es sei «eine Konzentration der Macht und Anzeichen eines Personenkultes» zu konstatieren.

Persönlich findet Xiang diesen Trend bedenklich und wünscht sich, er könnte rückgängig gemacht werden. «Denn wenn eine Führung solche Lobpreisungen fördert, werden die Menschen unausweichlich nicht die Wahrheit sagen und mit schlechten Nachrichten zurückhalten. Die Romanows waren zu einem grossen Teil durch Leute wie Rasputin dem Untergang geweiht.»

Kein neuer Trend ist die weitreichende Zensur, die die chinesische Regierung im Land ausübt. Westliche Staaten mahnen dies bisweilen kritisch an, wenn sie mit China verhandeln, mischen sich jedoch nicht weiter in «nationale Angelegenheiten» ein. Durch die Ausbreitung des Coronavirus schürt das chinesische Informationsdiktat allerdings Misstrauen. Menschen im Westen fragen sich: Sind die Informationen der chinesischen Regierung über Infektions- und Todesraten korrekt? Kann man der chinesischen Regierung trauen?

«Ja», findet Xiang. Er sei vor paar Wochen in China gewesen, verglichen mit Sars (erstmalig im November 2002 in Chinas Provinz Guang-

dong aufgetaucht), sei die Regierung heute «besser vorbereitet» und «überraschend transparent». Die anfänglich zögerliche Reaktion der Regierung sei damit zu erklären, dass die genaue Herkunft des Virus schwer zu eruieren war. Als die Regierung die Verbreitungsgeschwindigkeit einmal erkannt habe, habe sie rasch mobilisiert.

Die wirtschaftlichen und menschlichen Kosten würden einen enormen Druck auf die Regierung ausüben, so Xiang. «Aus meiner Sicht hat jedoch weder das Prestige der Regierung bislang gross gelitten, noch hat sie an Legitimität eingebüsst.» Ob das so bleibe, hänge davon ab, wie lange die Krise anhalte. «Dauert das noch weitere sechs Monate, sehe ich ein grösseres Problem.»

Mandat des Himmels

Von aussen betrachtet, sitzt Präsident Xi Jinping fest auf seinem Thron. Chinas Nationaler Volkskongress hob 2018 mit grosser Mehrheit die Amtszeitbegrenzung des Präsidenten auf. In westlichen Medien wird Xi gerne als Herrscher auf Lebenszeit, als Chinas neuer Kaiser porträtiert. Ähnlich wie «Sultan» Erdogan in der Türkei oder «Zar» Putin in Russland. Solche Etiketten würden indessen falsche Vorstellungen schüren, findet Xiang. Xis Macht sei nicht auf ewig garantiert. «Die Führung muss immer noch Erfolge erzielen. Wenn sie versagt und sich tyrannisch verhält, läuft sie Gefahr, gestürzt zu werden.»

Um das chinesische Konzept der Macht zu erklären, eröffnet Xiang einen tiefen Blick auf die Vergangenheit. Egal, wer in Chinas langer Geschichte an der Macht gewesen ist, alle mussten einer bestimmten politischen Logik folgen, die auf Konfuzius zurückgeht. Die Legitimität eines chinesischen Herrschers wird als «Mandat des Himmels» angesehen.

Diese Vision von Legitimität ist von Beginn weg ein dynamisches, «tatenbasiertes» Argument. Das Mandat des Himmels ist ein alter chinesischer Glaube, wonach *tian* (der Himmel, wenn auch nicht der christliche Himmel oder Gott) den Kaisern das Recht gewährt, aufgrund ihrer moralischen Qualität und ihrer Fähigkeit gut und gerecht zu regieren. Wenn er seinen moralischen Verpflichtungen als Kaiser nicht nachkommt, geht das Mandat auf denjenigen über, der diese Pflichten erfüllt.

«Dieses Konzept unterscheidet sich meiner Meinung nach sehr von dem westlichen Konzept der politischen Legitimität, welche aus der Aufklärung hervorging», sagt Xiang. «Deshalb verstehen es die Westler nicht.» Auch die Kommunisten könnten sich dieser langen Tradition nicht entziehen. «Sie können sich kein Fehlverhalten leisten.»

Ebenso deplatziert wie das Bild Xis als neuer Kaiser sei der Vergleich mit Mao, der in der westlichen Presse bisweilen anzutreffen ist. Nicht bloss sei Xis Erfahrung sehr limitiert im

Beginnen wir da, wo China für uns unmittelbar greifbar ist. Bei uns zu Hause, als aufstrebende ferne Macht, die unsere Wirtschaft durchdringt.

«Das gelobte Land ist China»

In seiner mehrtausendjährigen Geschichte zählte kolonialer Eifer nicht zu den Eigenheiten des Riesenreichs. In den Worten des ehemaligen US-Aussenministers und eminenten Sinologen Henry Kissinger: «Das gelobte Land ist China – und die Chinesen sind bereits dort.» Doch nun breitet China seine Schwingen über die ganze Welt aus, kauft Firmen und Liegenschaften auf, durchdringt ganze Kontinente und schöpft Ressourcen ab. Was ist Chinas geopolitischer Grossplan? Will es die ganze Welt regieren?

Vergleich mit Mao, auch seine Vision könne sich nicht mit jener des Staatsgründers messen. Egal, was man von Mao halte, er habe immer eine langfristige Vision für China gehabt. «Manchmal lag er falsch, aber er war immer imstande, seine Vision voranzutreiben, bis zu seinem letzten Kampf, der Kulturrevolution.» Solches sei bei Xi nicht vorstellbar.

Kette von Missverständnissen

Xiang lebt und lehrt seit über dreissig Jahren im Westen, studierte an der renommierten Johns Hopkins University School of Advanced International Studies und ist offenkundig kein Anhänger von Präsident Xi Jinping. Er profiliert sich als hartnäckiger Kritiker des chinesischen Systems, doch ebenso nachdrücklich zeigt er sich als chinesischer Patriot, der sich gegen westliche Verunglimpfungen verwehrt.

Verunglimpfungen entstehen oft durch Missverständnisse. Und im Prinzip ist das Verhältnis des Westens zu China eine lange Kette von Missverständnissen. Mit Ausnahme eines Lichtblicks: Ein solcher drängte ins Dunkel zwischen den zwei Welten, als jesuitische Missionare im 16. und 17. Jahrhundert nach China reisten, die Sprache und die konfuzianischen Klassiker lernten und nach Rom berichteten, sie hätten in China eine «brillante Zivilisation» vorgefunden.

Doch die «Falken» in Rom wollten nichts davon wissen. Führende Denker der Aufklärung übten eine «universalistische» Kritik an China. «Ich gebe Montesquieu die Hauptschuld daran», sagt Xiang mit einem Lächeln. «Er ist mein intellektueller Hauptfeind.» Montesquieu rede in seinen Werken, insbesondere in «De l'esprit des loix», viel von China, habe aber das Land nie bereist. «Er wusste nichts über China, aber attackierte es dauernd.» Warum? «Er stand auf der Seite der Jesuitengegner.» Zweitens habe er seine Theorie der Teilung der Macht in Legislative, Judikative und Exekutive rechtfertigen wollen, indem er das chinesische respektive das konfuzianische Modell attackierte.

Seine Doktrin der Gewaltenteilung habe Montesquieu als einzige Alternative zur «asiatischen Despotie» deklariert. «Ich halte seinen grundlosen Angriff auf die chinesische Tradition für rassistisch und kulturell voreingenommen.» Dabei gelte der alte Falke bis heute als eminent wichtiger Intellektueller.

Der derzeit grösste Falke in Bezug auf China ist freilich kein politischer Philosoph. Amerikas Präsident Donald Trump zollt China, bei all seiner vehementen Kritik, sogar Tribut. Er

gibt China keine Schuld dafür, dass es die USA während Jahren ausgenutzt habe. Dies sei amerikanischer Dummheit geschuldet.

Natürlich habe Trump recht, so Xiang, wenn er sage, Amerika sei lange zu nett gewesen zu China, Europa, Südkorea, Japan. Dass er Xi anerkennend einen «un glaublichen Typen» nenne, sei typisch für seinen Werdegang als Immobilienmakler in einer der rauesten Gegenden der Welt: Queens, New York. Seine Ausdrucksweise erinnere an die Mafiasprache und zeuge davon, dass er kein Ideologe, sondern Pragmatiker sei. Anders als Aussenminister Mike Pompeo oder Demokratenführerin Nancy Pelosi, die sich einer «evangelikalen» Sprache bedienen und in Schwarzweiss-



«Er wusste nichts über China»: Denker Montesquieu.

Schablonen denken würden. «Wäre ich Xi, ich würde lieber mit Trump dealen.»

Würde er als Amerikaner sagen, dass Trumps China-Strategie bislang ein Erfolg war? «Für den Moment, ja», aber langfristig nicht. «Ich bin Historiker. Ich habe keine historischen Beweise dafür gefunden, dass Strafzölle längerfristig funktionieren.»

Bislang haben die Strafzölle China allerdings erheblichen Schaden zugefügt. Es stellt sich die Frage, ob das kommunistische Einparteiensystem flexibel genug ist, um darauf

zu reagieren. Zumal die herrschende Elite, die den «Kommunismus» im Namen trägt, im Alltag äusserst effizient persönlichen Reichtum anhäuft. «Der moralische Zerfall der herrschenden Elite zeigt sich in einem Appetit auf Reichtumsanhäufung, der keine Grenzen und rechtlichen Limiten kennt», sagt Xiang und konstatiert gleichzeitig, dass die Verlockung gut verständlich sei. Seit den 1980er Jahren

Natürlich habe Trump recht, wenn er sage, Amerika sei lange zu nett gewesen zu China, Europa, Japan.

habe Chinas Führung das Land von einem stalinistischen System in einen marktorientierten Wirtschaftsdynamo verwandelt.

Die Elite brauche Anreize, um diesen Prozess durchzustehen. Dass man Vorteile für die eigene Familie akkumuliere, verstehe sich von selbst. «Das einzige Problem ist, dass die Eliten zu weit gegangen sind.» Die Korruption habe derart grosse Dimensionen angenommen, dass sie die Legitimität von Chinas kommunistischer Partei unterminiert habe.

Ist der kommunistische Einparteiensstaat China, der von den Bolschewiken übernommen worden war, für die Zukunft tatsächlich noch tauglich, oder ist er nicht zum Schei-

tern verurteilt? Ähnlich wie in der Sowjetunion, wo die Kommunistische Partei und das Grossreich letztlich zusammenbrachen.

Die Partei sei längst «keine traditionelle kommunistische Partei mehr», sagt Xiang. «Und es wäre falsch, China mit der ehemaligen Sowjetunion zu vergleichen. «Das Sowjetreich kollabierte aus einer Reihe von Gründen. Zentral war die Tatsache, dass die Sowjetführer die eigene Wirtschaft ruinierten.» Davon sei China weit entfernt. «Egal, wer in China an der Macht ist, solange die Mächtigen liefern können, sehe ich keine Chance, dass das System kollabieren könnte.»

«Beratende Demokratie»

Das will nicht heissen, dass Xiang den Status quo gutheisst. Er propagiert einen Wandel, doch keinen, wie er dem Westen seit langem vorschwebt, gemäss dem die konstitutionelle Demokratie die einzige stabile Regierungsform ist.

«Meiner Meinung nach muss China die Gründung einer modernen Republik in Betracht ziehen. Denken Sie daran, dass China, obwohl ein Einparteiensystem, keine Dynastie mehr ist. Das steht fest. Sie können nicht zu einem dynastischen System zurückkehren.»

Welche Art Republik will Xiang aufbauen? «Da China eine Republik ist, haben wir auch ein Parlament», doch es sei im Grunde genommen ein Scheinparlament. Er schlägt vor, die Bedeutung des Parlaments zu erhöhen. «Schritt für Schritt, ohne das bestehende System zu schnell zu zerstören.»

Gewaltenteilung, also doch. Ist ausgerechnet sein Intimfeind Montesquieu Pate gestanden bei Xiangs Neuentwurf? Montesquieu à la chinoise in Zeitlupe?

Nicht ganz. «Es geht mir nicht um eine Nachahmung des westlichen Modells der Dreiteilung der Machtteilung. Ich würde meinen Entwurf als beratende Demokratie bezeichnen. Und die Parlamentarier sollten keine politischen Rivalen der Führung sein, wie wir es in den USA erleben.» Im Übrigen entspreche die Schweiz auch nicht dem Montesquieu-Modell. Für Schweizer Verhältnisse sei das amerikanische System, insbesondere das Wahlkollegium, kaum demokratisch. «Ich glaube, die Chinesen sollten von der direkten Demokratie lernen.»

Xiangs zweiter Vorschlag klingt für chinesische Verhältnisse noch radikaler. Chinas Kommunistische Partei habe neunzehn Millionen Mitglieder, die Parteileitung sei aber nicht gewählt. «Wir brauchen eine, wie ich es nenne, innerparteiliche Demokratie.» Wie lange wird es dauern, bis China so weit ist? «Ein paar Jahrzehnte vielleicht», schätzt Xiang. Es wäre zu chaotisch, den Prozess sofort zu implementieren. «Aber der Trend kann nicht gestoppt werden.» ○

Demokratische Totengräber

Von Hansrudolf Kamer — Was müssten die Demokraten tun, um Trump im November zu besiegen? Kurze Antwort: Ungefähr das Gegenteil dessen, was sie zurzeit tun.



Alles dreht sich um Trump. Bei jenen, die ihn unterstützen, aber noch viel mehr bei all den andern, die ihn besiegen wollen. Diese starre Fixierung auf den Präsidenten ist ein grosser Fehler. Anti-

Trump ist keine Politik, zumindest keine gewinnträchtige. Was also müssten die Demokraten tun, um Trump im November zu besiegen?

Die kurze Antwort lautet: ungefähr das Gegenteil dessen, was sie zurzeit tun. «You can't beat somebody with nobody» ist das Erste. Man braucht einen Kandidaten, der gewinnen kann. Allerdings, so wie das Rennen bei den Demokraten bis jetzt gelaufen ist, wird das misslingen. Dabei sind die Lehren der Geschichte simpel.

Hubert Humphrey wurde 1968 nach dem Verzicht Lyndon B. Johnsons der Bannerträger der Demokraten. Der Vietnamkrieg hatte LBJ ausgelaut und die Partei tief gespalten. Humphrey war zwar nicht unpopulär («Happy Warrior»), aber der Kandidat eines Partei-Establishments, dem die Kontrolle über das Geschehen entglitten war. Er verlor gegen Nixon.

Als Folge reorganisierte sich die Demokratische Partei neu – die Parteiführung hatte die Wahl vermässelt, gab das Zepter ab, und die Vietnamkriegsgegner hatten nun das Sagen. Sie nominierten 1972 einen der ihren: George McGovern. Das endete im Desaster, einer der grössten Niederlagen bei Präsidentenwahlen, die es je gab.

Aus Wahldebakel nichts gelernt

Der Gang ins Verderben hatte also zwei Stufen: Zuerst wurde die Parteiführung in den Orkus geschickt. Dann, vier Jahre später, hatte die radikale Linke ihr Waterloo. Heute nicht unähnlich: 2016 wurde das demokratische Partei-Establishment mit Hillary Clinton zwar geschlagen, aber nur knapp. Trump erlangte nicht einmal eine Mehrheit der Volksstimmen. Der Hauptgrund für die Niederlage der Demokraten war die schwache Kandidatin.

Aus dem Wahldebakel hätte man lernen können. Die Demokraten hätten nach der Wahl Trumps rechtzeitig einen besseren Kandidaten aufbauen und eine vernünftige Politik der Mitte fahren müssen, eine, die Trump nach rechts abgedrängt und ihn marginalisiert hätte. Doch

wie 1968 zogen sie die falsche Lehre aus dem Geschehen – zumindest sieht es jetzt so aus.

Der «demokratische Sozialist» Bernie Sanders ist nicht der richtige Herausforderer. Er ist noch viel ungeeigneter, als es George McGovern war. Er ist zu alt, sein Wahlkampf hanebüchen und schrill, sein politisch-moralischer Kompass defekt, sein Programm extrem. Er hätte keine Chance. Das ist auch den Parteigranden klar. Sie wollen deshalb Sanders blockieren – genau wie vor vier Jahren. «Stop Sanders!» hat indes eigene Risiken und vertieft den Graben in der Partei. Das Dilemma ist hausgemacht.

Es waren nicht die Linken, die 2018 den Demokraten die Mehrheit im Repräsentantenhaus bescherten, sondern die gemässigten Wähler in den Vororten, die ein Korrektiv zu Trump und den Republikanern wollten. Der Demokrat, der Trump schlagen will, muss diese Wähler auch ins Boot holen. Dem Extremisten Bernie Sanders wird das nicht gelingen.

Die Einzigen, denen dies halbwegs zuzutrauen wäre, sind die beiden alten weissen Senioren Joe Biden, 77 Jahre, und Michael Bloomberg, 78 Jahre. Auch sie hätten es unter herrschenden Bedingungen schwer gegen Trump (73 Jahre alt), der ein gewiefter Wahlkämpfer geworden ist und vitaler wirkt als die demokratischen Greise. Diese schleppen auch erheblichen politischen Ballast mit sich. Sie sind sehr angreifbar.

Der richtige Herausforderer ist aber nur das eine. Man kann auch mit einem mässig talentierten Anwärter gewinnen. Sanders und Bloomberg sind allerdings keine echten Demokraten, und sie wirken in dieser Rolle nicht überzeugend. Biden, der klare Sieger in South Carolina, könnte als Einziger genügend breite Unterstützung finden. Er hat andere Handicaps, aber den Hauptharst der Partei hätte er wohl hinter sich. Die Frage ist: Spielt das überhaupt eine Rolle?

Lehren aus Grossbritannien

Nur eine untergeordnete. Die Demokraten – wie auch die Republikaner – bringen nie alle politischen Strömungen in der Partei unter einen Hut. Die Wahlplattform, jeweils in mühsamen Kompromissen vor dem Parteikonvent ausgearbeitet, ist vergessen, sobald sie verabschiedet ist. Amerika ist nicht Deutschland mit seinen Koalitionsverträgen.

Die Demokratische Partei ist gespalten, während die Republikanische sich hinter Trump schart. Sollte Sanders die Nomination gewinnen und sich allein auf seine polarisierende Mobilisierungsstrategie verlassen, könnte er eine böse Überraschung erleben. Die Demokraten brauchen die Gemässigten, die Unabhängigen, die «Swing Voters», die überzeugt werden wollen.

Mit Jeremy Corbyn hat die britische Labour-Partei soeben ein Fiasko erlebt. Mit Sanders, einem Alt-Sozialisten von gleichem Kaliber, gingen auch die amerikanischen Demokraten unter. Mit Biden oder Bloomberg könnten sie wenigstens den Schaden begrenzen. So oder so keine erspriesslichen Aussichten für eine der ältesten Parteien der westlichen Welt.



Jagd auf die «Swing Voters»: Kandidaten Biden und Bloomberg.

«Sie haben Schiss vor sich selbst»

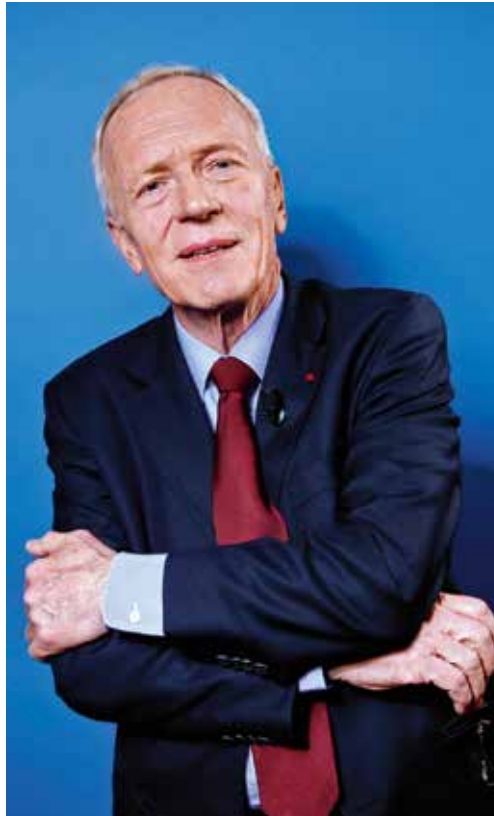
Joachim Bitterlich war der engste Berater von Helmut Kohl. Jetzt spricht der Ex-Diplomat Klartext: über den Niedergang Europas, Flüchtlinge und die Krise in Deutschland. Über CDU und AfD. Gegen Merkel, Schäuble und Friedrich Merz teilt er aus. Und als Kanzlerin möchte er AKK. Von Jürg Altwegg

«Der Gefährlichste ist Wolfgang Schäuble. Er meint bis heute, der Beste von allen zu sein. Er sagt sich: Ihr seid nichts, und eigentlich müsstet ihr alle zu mir kommen und mich bitten, Kanzler zu werden. So hat er immer gedacht»: Von Paris aus beobachtet der 1948 in Saarbrücken geborene, mit einer Französin verheiratete Joachim Bitterlich sein Heimatland Deutschland und seine Partei, die CDU. Er studierte Rechts- und Wirtschaftswissenschaften und absolvierte später auch noch Frankreichs politische Kaderschmiede ENA. Als Diplomat war er in Kairo und Brüssel tätig. In einem Porträt des «Nebenaussenministers» beschrieb ihn die *Zeit* als «Schlüsselfigur des Systems Kohl».

Die Entwicklung in Europa hat Bitterlich seit Kohls Rücktritt immer wieder kommentiert. Aus Sorge über den «erbärmlichen Zustand der CDU» und Empörung über ihren Umgang mit Annegret Kramp-Karrenbauer ist er erstmals bereit, auch über die Existenzkrise seiner Partei zu reden: «Merkel hat sich nie um die Parteiarbeit gekümmert. Die CDU ist ohne Kompass auf der Suche nach der verlorenen Mitte.»

Als Nachfolgerin wünscht sich Bitterlich die jetzt abtretende Annegret Kramp-Karrenbauer: «Ich bin ein Fan von AKK. Ich kenne sie, ich habe Vertrauen in sie. Man hat sie viel zu früh als Kandidatin für das Bundeskanzleramt designiert. Das war nicht ihre Entscheidung, sondern der Wille von Merkel. Dann musste sie widerwillig das Verteidigungsministerium übernehmen. Von allem Anfang an hat man sie fertiggemacht. Dass sie nicht mehr wollte, verstehe ich voll und ganz. Beschämend war die Reaktion der CDU-Oberen auf ihren Rücktritt. Präsidium und Vorstand hätten sie unterstützen und einen Appell erlassen sollen. Das hätten ausser beim *Spiegel* alle verstanden: Die stehen zusammen! Stattdessen stürzte man sich auf die Nachfolgediskussion.»

Dem Überraschkandidaten Norbert Röttgen räumt er keine Chancen ein: «Ich schätze ihn sehr, doch er ist ein Autist. Als Umweltminister schwebte er auf seiner Wolke, von ihm ist keine Idee verwirklicht worden.» Friedrich Merz dürfe es nicht werden: «Man frage mich bitte nicht nach seiner Bilanz an der Spitze von Partei und Fraktion: Es gibt sie nicht. Wie ein Anfänger hatte sich Merz von Merkel austricksen lassen. Ich habe ihn damals erlebt, heulend. Nach dem Motto: Wie konnte sie mir das nur antun. Wenn es um Macht geht, ist Merkel erbarmungslos. Das hat sie in der



«Von Berlin kommt nichts»: Kohl-Berater Bitterlich.

Zeit bei Kohl gelernt. Merz ist ein Altmodell. Er hat kernige Sprüche auf Lager, aber nie etwas umgesetzt.»

Letztlich, glaubt Joachim Bitterlich, «wird sich die Vernunft durchsetzen, und Armin Laschet wird Kanzlerkandidat. Er ist ein «Kohl-ianer».» Als Cleversten von allen bezeichnet er indes Jens Spahn: «Er hat gemerkt, dass er nicht gewinnen kann. Deshalb ging er an die zweite Stelle hinter Laschet und sagte sich: Ich komme 2025. Dann bin ich reif und in der Bevölkerung bekannt.»

Noch immer trauert der Saarländer Bitterlich der Saarländerin AKK nach. Auch bezüglich des Umgangs mit der AfD hat er am meisten Vertrauen in sie: «In Thüringen hat die CDU völlig versagt. AKK war die Erste, die nach Erfurt gegangen ist und mit den Leuten geredet hat. Für den Parteivorsitz und das Kanzleramt war und ist sie bestens geeignet. Und Jens Spahn wäre der beste Sekundant für sie gewesen.»

Bitterlichs Misstrauen

Tief sitzt das Misstrauen gegen Wolfgang Schäuble: «Er ist wirklich gefährlich. Es war ein Fehler, Griechenland aufzunehmen. Aber wenn man ein schwaches Mitglied hat, muss man es

durchziehen und auch die Lasten teilen. In der Schweiz weiss man das bestens. Der Umgang mit Griechenland vermittelte ein katastrophales Stimmungsbild.» Auch in den deutsch-französischen Beziehungen unterstellt er Schäuble eine zerstörerische Rolle. Die Bildung einer gemeinsamen parlamentarischen Kommission habe er mit Mitteln zu torpedieren versucht, die «wie Giftpfeile wirkten»: «In Berlin hat man permanent Angst, von Paris über den Tisch gezogen zu werden.» Schäuble schüre sie.

Und in Paris wartet man vergeblich auf Unterstützung für Macrons europäische Initiativen. Nach seiner Diagnose vom Hirntod der Nato regte der französische Präsident Gespräche über eine Beteiligung an der Force de Frappe an: «Von Berlin kommt nichts. Sie haben Schiss vor sich selbst. Wenn einer das Wort Nuklearkonsultation in den Mund nimmt, hat der Bundestag Angst, dass die Welt zusammenbricht. Unter Kohl waren wir berechenbar. Mit Schröder auch noch – einigermaßen.» Kohl hatte bei seinem Nachfolger erreicht, dass dieser Bitterlich zum Nato-Botschafter ernannte. Später widersetzte sich der Europa-Experte einer demütigenden Entsendung nach Tokio. Er wurde von Joschka Fischer nach Andorra (und Spanien) strafversetzt und 2002 in den vorzeitigen Ruhestand geschickt.

Ein kritischer Beobachter der deutschen Aussenpolitik ist Bitterlich geblieben. Er erzählt, wie die Bundeswehr in Afghanistan ein kanadisches Regiment im Stich liess, weil aus dem Verteidigungsministerium keine Antwort auf den Hilferuf kam. Stunden später, nach Dutzenden von Toten, mussten die Amerikaner einschreiten: «Die Kanadier wollen seither nichts mehr mit uns zu tun haben.»

«Afrikakorps? Nie!»

Und auch als Berater verschiedener Regierungen hat Bitterlich gewirkt. Für Sebastian Kurz in Österreich erstellte er eine Expertise zur Flüchtlingspolitik. Die algerische Regierung beauftragte ihn mit einer deutsch-französischen Mission: Es ging darum, Europa in die Operation Mali gegen den Dschihad einzubinden und ihr den «neokolonialen Geschmack» zu nehmen. Erstmals seit der Unabhängigkeit hatten die Algerier den Franzosen erlaubt, ihr Territorium zu überfliegen: «Der französische Botschafter war beleidigt, dass man mich damit beauftragt hatte. Und der deutsche Botschafter weigerte sich, das Anliegen nach Berlin weiterzuleiten: Wir gehen mit der Bundeswehr nicht



«In Thüringen hat die CDU völlig versagt»: CDU-Chefin Kramp-Karrenbauer, Kanzlerin Merkel.

nach Afrika, völlig ausgeschlossen.» Schliesslich rief Bitterlich aus Algier direkt einen Freund im Verteidigungsministerium an und wurde zum operativen Chef durchgestellt: «Herr Bitterlich, Afrikakorps – nie!»

Die Sicherheitspolitik der letzten dreissig Jahre ist sein grosses Thema geblieben: «Wir waren auf dem richtigen Weg, die europäische und auch die deutsche Stimme zu stärken, im Konzert mit den Amerikanern, Russen, Chinesen. Ein Rückschritt war der Zerfall von Jugoslawien. Aber die Richtung stimmte. Die Osterweiterung war in technischer Hinsicht gar nicht so schlecht gemacht. Polen ist das Beispiel einer gelungenen Transition. Aber was wir verschlafen haben, ist die Politik. Eine Figur wie

Jacques Delors, der ein starker Präsident der EU war, fehlt uns heute. Seit dem 11. September ist es nur noch zu Fehlentscheidungen gekommen. Der Einmarsch in Afghanistan war ein Irrtum. Vor der Annexion der Krim hätte man gleichzeitig mit Putin und der Ukraine reden sollen.

«Europa geht baden – und wo sind Frankreich und Deutschland? Nirgendwo!»

In Syrien hatten es die Russen und die Amerikaner in der Hand, Assad mit einem Machtwort zur Vernunft zu bringen. Sie hätten den Bürgerkrieg vermeiden können – nicht die Europäer.»

«Unterwegs», fügt Bitterlich etwas salopp hinzu, «haben die Europäer auch den Türken verloren.» Es war falsch, mit der Türkei Verhandlungen über einen EU-Beitritt zu führen: «Damals fing Erdogan an auszubüxen. Jetzt appelliert er an die Nato und schickt die Flüchtlinge nach. Warum hat Europa so total die Kontrolle verloren?»

Auch gegen Trump ist es nicht gewappnet: «Ich glaube sehr wohl, dass er einen Handelskrieg gegen Europa eröffnen wird und Deutschland sein erstes Opfer wird. Trump hat das Macron gegenüber zweimal angekündigt. Er hat die Europäer auf dem Ticker. Wir haben lächerliche Listen mit Harley-Davidson und so zusammengestellt, die Amerikaner haben gelacht. In Brüssel geschieht nichts. Europa geht baden – und wo sind Frankreich und Deutschland? Nirgendwo!» Fahrlässig, bilanziert Bit-

terlich, sei die Welt in einen neuen kalten Krieg geschlittert.

Stundenlang sass er nach dem Begräbnis von Helmut Kohl im Juni 2017 mit Viktor Orbán und Jean-Claude Juncker zusammen. Auch über die Flüchtlingskrise sprachen sie. Darüber hatte sich Bitterlich auch noch mit seinem engen Vertrauten Kohl kurz vor dessen Tod unterhalten, auf dem Höhepunkt der Migrationsmisere. Was hätten wir gemacht, habe Kohl seinen engsten diplomatischen Berater gefragt. Bitterlich erinnert sich genau: «Herr Bundeskanzler, Sie hätten mich auf eine Blitzreise zu den Regierungschefs auf dem Balkan geschickt. Dann wäre ich zurückgekommen, wir hätten eine Nacht lang diskutiert, und Sie hätten am Wochenende nach Börsenschluss alle eingeladen, um das Thema unter Kontrolle zu bekommen. Nichts von alledem ist 2015 geschehen.»

Joachim Bitterlich ist überzeugt, dass eine Lösung möglich gewesen wäre: «Auch mit Orbán, den ich seit 1995 kenne. 1991 hatten wir unvermittelt 500 000 Flüchtlinge aus Jugoslawien in Deutschland. Wir haben das gelöst. Ich kann begreifen, dass Merkel die Grenzen nicht schliessen konnte. Panzer, Menschenmassen hinter Stacheldraht – man stelle sich die Schlagzeilen der Weltpresse vor.» Es sind immer wieder die langen Schatten des Dritten Reichs, die Deutschland einholen und lähmen. Bitterlich: «Das ist unsere Geschichte.»

Was gegen die AfD zu tun wäre

Seit der Wiedervereinigung hat es Deutschland mit einer zweiten totalitären Vergangenheit zu tun. Dass sie nicht wirklich bewältigt ist, beweisen für Bitterlich die AfD und Die Linke. Von Paris aus kann der frühere Diplomat die Hysterie im Umgang mit beiden in keiner Weise nachvollziehen: «Ich bin kein Fan von Bodo Ramelow, aber ich wäre dafür gewesen, dass er zunächst mal Ministerpräsident von Thüringen bleibt. Im Übrigen war seine Idee, die frühere CDU-Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht als Übergangs-Regierungschefin vorzuschlagen, eine glänzende Steilvorlage, die nicht verwandelt wurde. Ramelow ist ungemein clever. Er wird als Linker, aber in keiner Weise als Kommunist wahrgenommen.»

Bitterlich hat gerade das neue Buch «Der Aufsteiger» des deutschen Historikers Edgar Wolf rum gelesen: «Da kommen die ersten zehn Jahre nach 1990 gar nicht vor. Kohl hatte versucht, Deutschland in die Normalität zu führen und auch Verantwortung zu übernehmen, Stück für Stück. Die Aufarbeitung der neunziger Jahre ist der Schlüssel, sie ist das AfD-Thema schlechthin: Enteignung, Rückgabe von Land, Bereicherung von SED-Leuten bei der Abwicklung von Produktionsgenossenschaften. Auf gut Deutsch gesagt: die Aufarbeitung der Treuhänder. Wenn man das geschickt aufzieht, kann man der AfD den Wind aus den Segeln nehmen. Aber auch da traut sich keiner ran.» ○



«Kernige Sprüche»: CDU-Politiker Merz.



«Den längeren Atem»: Taliban-Delegation im «Sheraton»-Hotel in Doha am 29. Februar.

Triumph der Taliban

Amerikas längster Krieg endet ohne Sieg. Nach achtzehn Jahren haben die Taliban den USA einen Frieden aufgezwungen. Edle Haudegen und ergraute Schlächter sind aus dem Hochgebirge nach Katar geflogen, um den historischen Federstrich zu feiern. Von Urs Gehriger und Sami Yousafzai

Ein leichter Schauer ergreift einen jedes Mal, wenn man ihnen ins Auge blickt. Stolzer Gleichmut. Verhöhnende Gelassenheit. Und ein abgeklärter Blick, der sich kein Jota verändert, egal, ob sie einem sanft die Hand reichen oder den Gewehrlauf ins Gesicht drücken, wie damals, als sie uns die Hände fesselten und in der afghanischen Hochebene zwangen, niederzuknien.

Die Männer mit ihren wilden Bärten und knorrigem Körpern stiegen in Hundertschaft aus dem Hindukusch herab und versammelten sich jetzt in Doha, Katar, vor den Kameras aus aller Welt. Journalistinnen, die sie erstmals zu Gesicht bekamen, seufzten lautlos. Ihre männlichen Kollegen senkten den Blick in verstoßener Bewunderung.

Angereist waren auch ihre Feinde, die Amerikaner. Hunderttausende GIs hatten in den letzten achtzehn Jahren am Hindukusch gekämpft. Doch es waren nicht Krieger, die Amerika jetzt nach Doha entsandt hatte. Das Land wurde vertreten durch bleiche Staatsdiener, angeführt von Zalmay Khalilzad, Trumps Son-

dergesandtem für die Gespräche mit den Taliban. Er war es, der den längsten Krieg, den Amerika je gekämpft hat, nun beenden sollte. Trump will keine «sinnlosen» Kriege mehr führen. Das hat er bei den letzten Wahlen versprochen. Das Versprechen will er vor den nächsten Wahlen einlösen.

Die Amerikaner sind nicht die Ersten, die sich an dem zähen Bergvolk die Zähne ausbeissen. Afghanistan ist ein Friedhof der Grossmächte. Dschingis Khan, das British Empire, die Sowjets, alle sind sie einmarschiert, alle mussten sie als Verlierer abziehen.

Als die US-Truppen 2001 gegen die Taliban in Afghanistan ausschärmten, war der Casus Belli für die meisten gegeben. Die radikal-islamischen Koranstudenten hatten Osama Bin Laden und al-Qaida in ihrem Emirat Gastrecht gewährt. Auf ihrem Boden heckte Terrorfürst Bin Laden die Anschläge auf New York und Washington aus.

Rasch wurde klar, dass die Amerikaner die Taliban nicht bezwingen würden. Innert weniger

Jahre waren sie zurück in alter Kraft. Als ein *Weltwoche*-Team sich 2006 vor Ort ein Bild machen wollte, folgten wir der Einladung einer siegreichen Taliban-Fraktion. Auf dem Weg zu unserem Treffpunkt verirrtten wir uns im unwegsamen Gelände und wurden von einer konkurrierenden Taliban-Bande verschleppt.*

Unser «Gastgeber», Taliban-Chef Mullah Sabir, der letztlich verantwortlich war, dass wir unversehrt entkamen, sagte damals: «Der Westen hat die besseren Waffen, aber wir haben den längeren Atem.» Irgendwann werde der Druck der Menschen im Westen zu gross sein, dann würden die gottlosen Invasoren abziehen. «Dieser Tag», so Sabir, «wird der Tag unseres Sieges sein.»

Jahrmarkt der Gotteskrieger

«Sheraton»-Hotel, Doha, letztes Wochenende. Nach Jahren zäher Verhandlungen ist dieser Tag angebrochen. Das Edelhotel nimmt sich aus wie ein Jahrmarkt der Gotteskrieger. Zwischen Wasserpflanzen und umhüllt von süßem

Kaffeeduft flanieren alte Hauodegen, junge Kommandanten und berüchtigte Schlächter. Mullah Zaeef, Mitbegründer der Taliban, ist hier.** Mullah Fazel Mazloom, ehemals Oberbefehlshaber der Taliban-Armee, schießt mit dem finsternen Blick eines Serienkillers an der parfümierten Empfangsdame vorbei wie eine Panzerfaust. Und auch der «Robespierre der Taliban», Mullah Nuruddin Turabi, hat sich im Katarer Jetset eingefunden. Auf seiner vergilbten Fussprothese aus Plastik hinkt er neben Damen in Leggings durch die Lobby. Als Justizminister wachte er einst über die rigorose Umsetzung der drakonischen Gesetze, ordnete im Sportstadion öffentliche Exekutionen an, liess Delinquenten Füsse und Hände abhacken und befahl die Zerstörung der gigantischen Buddhastatuen von Bamian.

Werden seine Nachfolger nun Mädchenschulen eröffnen? «Aber natürlich», beruhigt der Taliban-Sprecher die Journalistinnen. Selbst weibliche Minister werde man tolerieren. Sofern sie den Schleier tragen, wohlverstanden. Und nein, es müsse nicht gleich eine Burka sein, einfach ein züchtiges Tuch, damit sich die Männer nicht von weiblichen Reizen irritieren lassen. Eigentlich ganz nette Kerle, wenn man sie so reden hört, ist man geneigt zu denken.

Opiumpreise schießen durch die Decke

Auch der Vertreter aus dem Nachbarland Pakistan, dem ewigen Strippenzieher, will sein Land aus afghanischen Händeln raushalten. Selbstverständlich gebe es in Pakistan keine Rückzugslager afghanischer Taliban mehr, lügt Aussenminister Qureshi, mit seidener Krawatte im Grünton des Propheten, die Presse an. Und damit sei nun genug der böswilligen Fragen, heute sei ein Tag der Freude. «Lächeln Sie, lächeln wir gemeinsam.»

Im Konferenzsaal ist alles hergerichtet für den historischen Moment. Fauteuils aus cremefarbenem Leder für die Ehrengäste. Ein Stehpult zur Unterzeichnung.

Punkt 15.40 Uhr soll unterzeichnet werden. Noch fehlen die Protagonisten. US-Aussenminister Mike Pompeo ist eingeflogen, um dem geschichtsträchtigen Anlass den höchsten offiziellen Anstrich zu verpassen. Und auch von Mullah Abdul Ghani Baradar fehlt noch jede Spur. Vor 25 Jahren hatte er die Taliban mitbegründet und leitet nun ihr Verhandlungsteam.

Der Showdown erinnert an ein Westernduell. Wer sich zuerst bewegt, hat verloren. Bange Blicke in die Lobby.

15.41 Uhr: Der türkische Emissär trifft ein. Mit Erdogan-Schnauz und Krummnase wie weiland Sultan Süleyman der Prächtige kommentiert er im Stakkato die laufende Militäroffensive im syrischen Idlib.

15.42 Uhr: Pompeo marschiert auf, zieht am Türken vorbei und schreitet mit undeutbarer Mine in den Saal. Wo ist der Taliban-Chef?

15.43 Uhr: Baradar stürmt durch einen Nebeneingang. Sofort kommentiert die Presse:

Auch diese Partie habe der Talib gewonnen. Steifen Ganges schreitet er an Pompeo vorbei, kein *handshake*, kein Blickkontakt. Noch herrscht kein Friede. (Später erklärt uns ein hoher Taliban-Delegierter, der publikumsscheue Baradar habe aus Nervosität das diplomatische Protokoll und den *handshake* vergessen.)

Jetzt ist es so weit. Zehnfach wird das «Abkommen für einen Frieden in Afghanistan» unterschrieben. Mullah Baradar lässt sich Zeit. Setzt kapriziös sein Autogramm. «Allahu akbar», Gott ist gross, skandiert der Taliban-Korridor, als er zum letzten Federstrich ansetzt.

Die Tinte ist noch nicht trocken, da vermeldet der afghanische Drogenmarkt Bewegung. Die Opiumpreise schießen durch die Decke. Dealer nehmen ihre Ware vom Markt, aus Angst, die Taliban könnten bald den Anbau, wie im Vertrag verlangt, unterbinden. Pompeo warnt vor der Presse: «Wir werden genau beobachten, ob die Taliban ihre Verpflichtungen einhalten, und das Tempo unseres Truppenrückzugs auf ihre Aktionen abstimmen.» Man werde sicherstellen, dass Afghanistan nie wieder als Basis für internationale Terroristen dient.

Treffen die Taliban Trump in den USA?

Noch gibt es tausend Hürden bis zu einem echten Frieden. General David Petraeus, einst Oberbefehlshaber der US-Truppen in Afghanistan und CIA-Direktor, erinnert daran, dass es noch zahlreiche Kontakte zwischen den Taliban und al-Qaida gebe. Selbst wenn die 12 000 Amerikaner tatsächlich in den vereinbarten vierzehn Monaten komplett abziehen, wer wird dann darüber wachen, dass das Land nicht abermals von internationalen Terroristen unterwandert wird? Was, wenn die Taliban wieder ein Steinzeitregime in Afghanistan errichten? Was, wenn wieder ein Bürgerkrieg ausbricht?

Der US-Präsident will sich den historischen Deal nicht von Bedenkenträgern zerreden lassen. Nach der Feier griff Trump zum Hörer. 30 Minuten plauderte er mit Baradar. «Ein sehr gutes Gespräch» sei es gewesen. Er werde «in nicht allzu ferner Zukunft persönlich mit den Taliban-Führern zusammentreffen». Auf die Frage, ob ein solches Treffen in Übersee stattfinden oder ob er sie gar nach Camp David einladen würde – eine Idee, die er letztes Jahr aufgegriffen hatte –, sagte er: «Das prüfen wir gerade.»

Eine Reise der Taliban in die USA! Für viele Amerikaner ein inakzeptabler Affront. Doch Trump ist offenbar auch hier geneigt, eigene Wege zu gehen. Die Taliban ihrerseits scheinen Gefallen an dem unkonventionellen Präsidenten zu finden. Während sie sich wieder in ihr Gebirge zurückziehen, macht ein paschtunisches Sprichwort die Runde: «Selbst ein Verrückter tut manchmal das Richtige.»

* Die Reportage «Verschleppt im Hindukusch» auf www.weltwoche.ch/Dokumente

** Das Interview mit Mullah Abdul Salam Zaeef, Mitbegründer der Taliban, auf www.weltwoche.ch/International



Inside Washington

Gesundheit!

Setzen die Demokraten nun endlich auf Themen, die ihre Wähler wirklich beschäftigen?

Bei den Zwischenwahlen im November 2018 schafften es die Demokraten, die gemässigten Wähler links der Mitte und die Mehrheit im Repräsentantenhaus zurückzugewinnen. Denn sie versprachen, das amerikanische Gesundheitssystem zu reformieren. Doch kaum im Amt, widmete sich die neue demokratische Mehrheit statt der Gesundheit des Volkes lieber der Jagd auf Trump. Zwar gelang es ihr, dem Präsidenten ein Amtsenthebungsverfahren aufzuzwingen. Aber sie scheiterte kläglich in ihrem Unterfangen, ihren Erzfeind aus dem Amt zu entfernen.

Jetzt ist die Gesundheitsfürsorge wieder einmal, wie so oft in der Vergangenheit, das «wichtigste Thema für die amerikanischen Wähler», wie neue Umfragen der Zeitung *The Hill* besagen. Mit dem sich ausbreitenden Coronavirus ist eine zuverlässige und bezahlbare Gesundheitsversorgung noch dringlicher. Die globale Erwärmung hingegen ist trotz dem unentwegten Trommeln der Mainstream-Presse für die Mehrheit ein Thema im Marginalbereich. Nur 8 Prozent nennen den Klimawandel als Hauptsorge. Greta Thunbergs apokalyptischer Aktivismus verfängt in den USA nicht. Auch die amerikanische Jugend vermochte sie nicht zu erschrecken und für ihr jüngstes Gericht zu mobilisieren. Stattdessen nennen jüngere Wähler sogar noch öfter als ältere Wähler die Wirtschaft als das «wichtigste Thema».

Nach dem Super Tuesday (Resultate trafen nach Redaktionsschluss ein) bleibt die zentrale Frage: Wird die Demokratische Partei ihrem heissblütigen linken Flügel, wie etwa der Kongressabgeordneten Alexandria Ocasio-Cortez, huldigen? Oder wird sie in ruhigere Gewässer steuern, um gemässigte Wähler im Zentrum zu gewinnen? Der Kampf um die Herzen und Köpfe der Demokraten hat eben erst begonnen. *Amy Holmes*



Innere Werte zur Wiedergutmachung: Schauspielerin de Armas.



Ikone der Woche

Anas Waffen

Von Mark van Huissing

Bond-Girl» ist eine stehende Wendung im Casting-Geschäft, kann man schreiben, obwohl die Schauspielerin, die ein solches verkörpert, a) oft liegt und b) solche Herrenwitze gefährlich sein können für Schreiber wie Geheimwaffen für Geheimagenten. Darum ein zweiter Versuch: Die Bond-Girls haben dem Namensgeber zu Willen zu sein, mehrheitlich wenigstens. Und Männer anzulocken, die sich den Film ihretwegen anschauen – man denke an Denise Richards, Halle Berry oder Eva Green plus, zwei Generationen davor, Ursula Andress.

Zurzeit ist es – #MeToo oder Time's Up Movement – herausfordernd, eine öffentliche Frau öffentlich als attraktive Frau zu beschreiben. Weshalb Kollegen und vor allem Kolleginnen zur Wiedergutmachung von Worten wie «Eye Candy», Augenschmaus, in Schauspielerinnenporträts dann auch betreffend die inneren Werte dieser voll des Lobes sind.

Liest man über Ana de Armas, das Girl im neuen Bond «No Time to Die», in *Vanity Fair*, einem amerikanischen Magazin, bekommt man den Eindruck, die junge Kubanerin könnte auch die Mehrheit der drängenden Probleme unserer Welt lösen. Falls dafür mehr Zeitfenster offenständen in ihrem gefüllten Kalender.

Aber klar, wer amerikanisches Englisch innert vier Monaten lernt, ach was: meistert, Beziehungen mit wichtigen Männern am neuen Wohnort Los Angeles führt – sie war schon mit zwei Super-Agenten (nicht Spione, sondern Filmrollenvermittler) zusammen, zurzeit ist sie single –, ferner in zahlreichen ergatterten Rollen spielt («Blade Runner 2049», «Knives Out»), kann nicht auch noch, sagen wir, einen Impfstoff gegen das Coronavirus Covid-19 entwickeln.

Schaut man sich dann den «No Time to Die»-Trailer (*extended version*) an, sieht man Señora de Armas zweimal zirka drei Sekunden. Und wie sie darin ihrem Namen gerecht wird: Sie hält klobige Waffen in den feinen Händen und ballert damit rum, als stürbe der Morgen nie ... «Chicks with guns», Mädchen mit Knarren, sind ein Klischee. Wenn man sich für solche nicht zu fein ist, hat man ein einfacheres Leben als Filmproduzent oder -produzentin – bei Bond ist das Barbara Broccoli, die Tochter Cubby Broccolis, des langjährigen obersten Bond-Film-Chefs.

Geringere Produzenten schlagen sich damit rum, wie sie eine vor allem attraktive Schauspielerin einigermaßen sinnstiftend in ihren Film einbauen. Denn nichts ist misserfolgsversprechender beim breiten Publikum als «nobody in the picture you'd like to fuck» (keine im Film, die man vögeln möchte). Diese Sorge hat man nicht, wenn man das Bond-Girl hat.

Warum Feuilletonisten Frauen loben

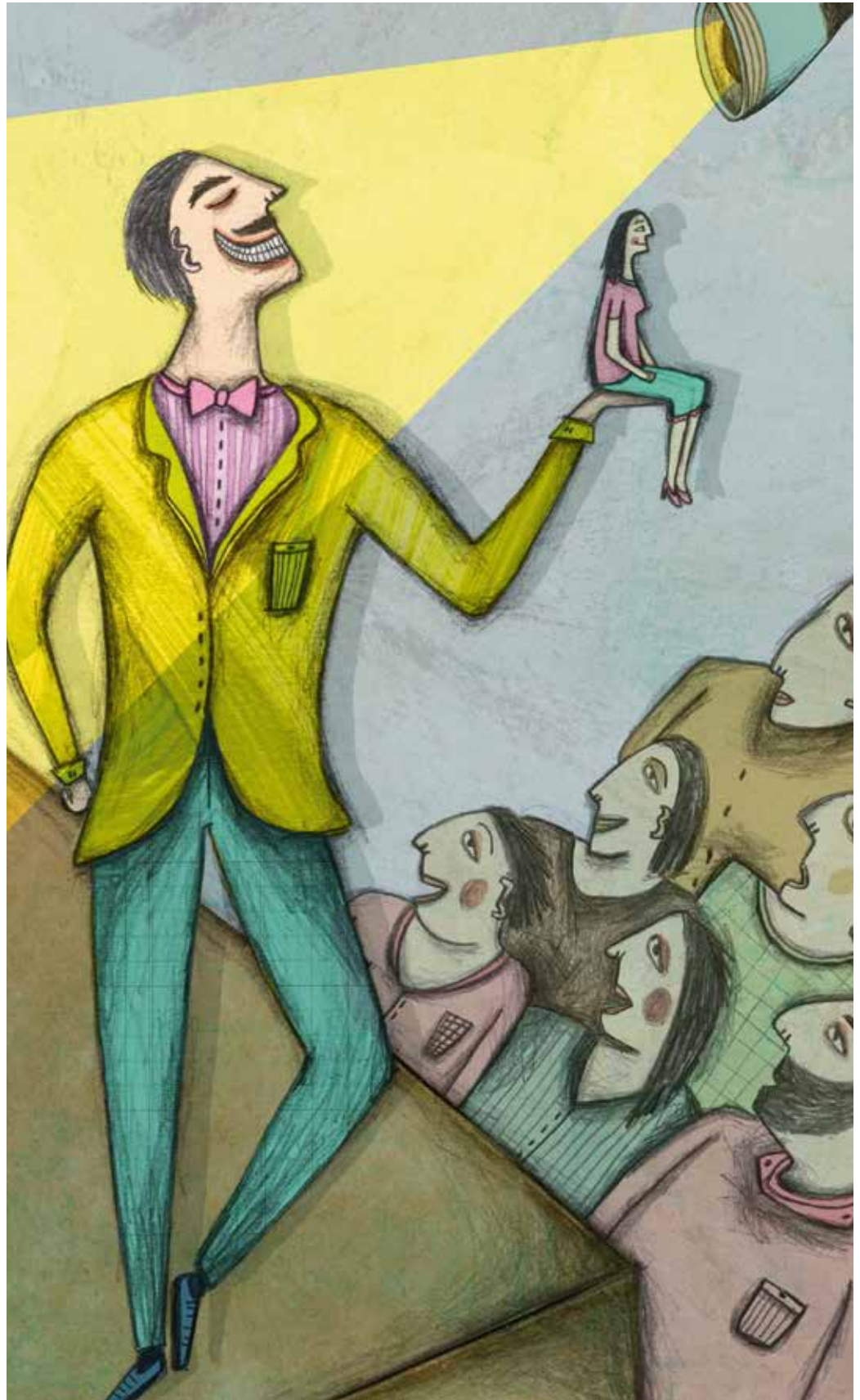
Ein neues Feld für Moraliserer ist die Unterscheidung von Frauen- und Männerkunst. Am lautesten vertreten natürlich Männer diesen Unsinn. Die Gründe sind durchaus eigennützig.
 Von Pia Reinacher

Eine der unverdächtigsten, luzidesten und eigenwilligsten Instanzen auf dem Gebiet der weiblichen Selbstbehauptung in Literatur und Kunst ist bis heute die französische Schriftstellerin Marguerite Yourcenar. Die brillante französische Poetin und Essayistin war eine unabhängige Intellektuelle, die vor keiner Denkbarriere zurückschreckte und sich einen Deut um die angesagten Moral- und Verhaltensvorschriften scherte. Was Mädchen zu tun und zu lassen hatten, war ihr gleichgültig, sie tat, wonach ihr der Sinn stand.

Als bekennende Lesbe realisierte Yourcenar ihren eigenen Lebensentwurf in Zeiten, in denen dies tabuisiert war und patriarchalische Rollendominanz zur Normalität gehörte. Als sie 1980 als erste Frau in die renommierte, von Richelieu 1635 gegründete Académie française aufgenommen wurde, war sie schon seit Jahrzehnten mit ihrer Geliebten Grace Frick liiert, einer amerikanischen Professorin und Übersetzerin ihrer Werke. Den Kreis der «Unsterblichen» besuchte sie nur anlässlich ihrer Wahl, nachher war ihr die Männergesellschaft zu unergiebig. Und sie hatte wenig Lust, bei diesen Gelegenheiten die vorgeschriebene steife, bestickte Uniform mit einem Degen zu tragen.

Neue Brüderlichkeit

Auf ihren scharfen, analytischen Verstand und ihre Kommentare zur «condition féminine» und zu «féminisme et criminalisation des hommes» besinnt man sich unwillkürlich angesichts des galoppierenden Voranschreitens einer moralisierenden Diskussion über Frauen und Männer, die immer deutlicher und zunehmend simplifizierend auch das Feld von Literatur und Kunst besetzt. Für Yourcenar war die Gleichheit von Frauen und Männern eine Selbstverständlichkeit. Sie predigte nicht, sie moralisierte nicht, sie lebte sie. Eine Frau habe die Freiheit, sich selber so zu realisieren, wie sie es für richtig halte. Allerdings, kommentierte sie jeweils trocken, die Tendenz, Frauen gegen Männer auszuspielen, erscheine ihr falsch und unnötig, sie schaffe nur neue Etiketten und neue Gettos. Sie lehne so etwas ab, es sei kontraproduktiv. Sie halte auch wenig davon, wenn Frauen in ihrem berechtigten Selbstbehauptungswillen die Männer imitierten und deren Dominanz- und Aggressionsverhalten kopierten. So werden zu wollen wie die Männer, sei eine echte Niederlage. Stattdessen plädierte Marguerite Yourcenar für eine neue «fraternité» zwischen den Geschlechtern.



«Literatur ist keine Männersache.»

An diese weitsichtigen Kommentare der französischen Intellektuellen fühlt man sich erinnert, wenn man verduzt feststellt, dass die Welt von Meinungsführern aus Medien, Universitäten und Verwaltung zunehmend rigoros unterteilt wird in gut und böse, erlaubt und verboten, moralisch und unmoralisch, links und rechts, weiblich und männlich und die sogenannten Vordenker ihren Adressaten gerne auch – explizit oder nur im Subtext – mitteilen, was sie zu denken und zu sagen haben. Gleichzeitig signalisieren sie, mit welcher «Strafe» bei einer eventuellen Übertretung des Moral Trends zu rechnen sei: Exkommunikation aus der gerade angesagten Peergroup.

Was mag der Grund sein für diese neue Strategie der Moralisierung, die auch einige Schweizer Medien inzwischen geradezu obsessiv bedienen? An den sinkenden Leserzahlen lässt sich unter anderem ablesen, dass sich der seit den neunziger Jahren bis zum Überdross zelebrierte Trend zur Empörungsbewirtschaftung abgekühlt hat und die Leser durch die repetitiv angeprangerten Skandale ermüdet sind. Könnte es sein, dass das entstandene mediale Wirkungsvakuum schleichend von einem immer schriller werdenden Trend zur Moralisierung und Ideologisierung aufgefüllt wird, um Aufmerksamkeit zu erzeugen?

Was sich auf vielen medialen Plattformen abspielt, erscheint dem vernunftbegabten Adressaten dieser Welteinteilerei jedenfalls wie der Sturz in ein voraufklärerisches Zeitalter. Hatte die Aufklärung nicht zum Selbstdenken aufgefordert, zum Mut, sich des eigenen Verstands zu bedienen, zum Bruch mit den rigiden moralischen Vorgaben von Kirche und Institutionen und den Gebrauch des eigenen Kopfs als Massstab des Handelns gefordert?

Illustrierend für diesen neuen, auf Effekt zielenden Moral Trend durch die Medien auch auf dem Gebiet der Kultur sind drei Artikel, die kürzlich im *Tages-Anzeiger* erschienen sind: «Eine Quote für Kunst von Frauen – subito!», «Künstlerinnen sind in der Unterzahl – gerade in Zürich» und «Literatur ist keine Männersache». Zwei der Artikel fordern ultimativ eine Frauenquote in der Kunst und zählen die Präsenz von Frauen in den Schweizer Ausstellungsprogrammen 2020 statistisch nach. Der Artikel über Literatur hält zwar dagegen, kommt dem anvisierten Empörungspotenzial aber entgegen, indem er auf grossem Raum die weibliche Präsenz in der Literatur, in Verlagen und in Preisverleihungen durchexerziert.

Die Autoren der Artikel über die Schweizer Kunstszene spielen im hohen Ton Männer gegen Frauen aus und bezichtigen Schweizer Kunstmuseen, Ausstellungsmacher und Kunstinstitutionen, deren Schlüsselstellen mehrheitlich von Männern besetzt seien, der Zurücksetzung der Frauen. Argumente dazu werden wenig geliefert, dafür populistische, schlagwortartige Thesen, die den Zeitgeist ab-

bilden und mit denen sich vor allem auch die Schreiber gefahrlos «richtig» positionieren können.

Ruf nach mehr Steuergeld

Das klingt dann so: «Erfolg wird gemacht. Von Galerien, Auktionshäusern, Sammlern, Kunstkritikern und Museumskuratoren. Meist sind es Männer. Sie bestimmen, was verkauft, gekauft und ausgestellt wird, was sich durchsetzt – und prägen so entscheidend, was als gute Kunst anerkannt ist.» Es fehlt dabei auch nicht der Hinweis, dass die Stadt Zürich rot-grün dominiert sei, dass Museen ausschliesslich steuerfinanziert seien (sind sie das?) und dass folglich mehr Steuergeld hermüsse, um Frauen zu fördern. Die Frage der Regulierung auch in der Kunst wird deutlich insinuiert. Kein Wort darüber, dass Kunst inzwischen international zu

Es gibt seit langem keinen Verlag, keine Jury mehr, die Frauenwerke zurücksetzen würden.

einer verlässlicheren Währung als Geld oder Aktien mutiert ist und nicht nur eine Schicht von international agierenden Superreichen sich über den Besitz von Kunst definiert, sondern auch die Preise durch den Wettstreit und die Profilierung untereinander den Kunstmarkt zuweilen auf absurde Art explodieren lassen, die dann in keinem Verhältnis mehr zum wahren Wert der Kunstwerke stehen.

Man vernimmt kein selbstkritisches Wort darüber, dass es gerade die Medien sind, welche die Kunstkritik (übrigens auch die demokratische, weil von unterschiedlichen Akteuren getragene literaturkritische Debatte!) weitgehend abgeschafft haben und es folglich an gegensätzlichen, aber verbindlichen, unabhängigen, unbestechlichen, kompetenten, respektierten Instanzen fehlt, die als Korrektiv in diesen Wettstreit der Preise eingreifen und die Dinge zurechtrücken könnten.

Es geht bei diesen plakativen Anklagen weniger um das differenzierte Abwägen der Vorteile von Quoten beziehungsweise des künstlerischen Potenzials in der Kunst und des literarischen in der Literatur. Es geht vor allem um die effektvolle Mobilisierung von Affektpotenzial beim Leser. Das zeigt auch die Tatsache, dass die Frage der Qualitätskriterien bei der Beurteilung von Kunst und Literatur kaum gestreift und eher verschwiegen als ausgiebig diskutiert würde. Denn dann wäre es wohl schwieriger, komplexer, ambivalenter und nicht einfach mit lauten Thesen lösbar.

Warum die Frauen in Ausstellungen der Schweizer Kunstmuseen in der Unterzahl sind, wurde in den Artikeln von Andreas Tobler und Christoph Heim gar nicht erst untersucht, sondern es wurde rein numerisch argumentiert, und Männer wurden als mögliche Sünder ent-

larvt. Der Artikel «Literatur ist keine Männersache» von Martin Ebel argumentierte zwar differenzierter und stellte klar, was jeder Kenner der Literaturszene längst weiss: Es gibt seit langem keinen Verlag, keine Jury und keine Kommission mehr, die Frauenwerke zurücksetzen würden. Eine solche Unterstellung wäre angesichts der realen Verhältnisse absurd. Wann immer sich ein interessantes Frauenprojekt zeigt, wird es sogar überproportional gefördert. Das weiss jeder Literaturbeobachter, das weiss auch jeder, der selbst in Jurys und Kommissionen mitgearbeitet hat, aus eigener Erfahrung. Nur geht es eben auch auf dem literarischen Feld um Qualität, die sich so oder anders zeigen kann. Das müssen auch Frauen aushalten und sich dem Wettbewerb stellen.

Nicht vergessen werden darf zudem, dass sich Bücher verkaufen müssen; sonst ist es schnell einmal mit der ganzen Szene zu Ende. Und es gibt eben auch keinen Verleger mehr, der es sich leisten könnte, Bücher ohne wirkliches Potenzial zu verlegen. Leider bedient auch der Text «Literatur ist keine Männersache» – wenn auch *ex negativo* – gezielt einen populistischen Trend, der vor allem eines will: irgendwie, irgendwo Aufmerksamkeit erzeugen.

Es lohnt sich, einen kurzen Moment bei der Frage zu verweilen, warum drei männliche Vordenker, welche die Meinungsführerschaft in den *Tages-Anzeiger*-Medien beanspruchen und die entsprechenden Redaktionsstellen besetzen, sich bemüssigt fühlen, derart polemisch die Sache der Frauen zu vertreten. Ist es uneigennützig? Haben wir (Frauen) diese männliche Fürsprache im rhetorischen Damengewand nötig?

Travestie hat in Literatur, Kunst, Theater und Film eine imposante Tradition. Wie im Film «Some Like It Hot», in dem zwei von der Mafia gejagte Musiker sich in Frauenkleidern in Sicherheit bringen und in einer Damenkapelle untertauchen, geht es in solchen Fällen immer um den eigenen Machterhalt, ohne dabei durchschaut zu werden. Es reizt entsprechend zu amüsiertem Lachen, wenn ausgerechnet männliche Journalisten prophylaktisch die Deutungshoheit auf weiblichem Kampfterrain besetzen und in ihrem Namen umstandslos Kunstmuseen und Ausstellungsmacher der Zurückstellung von Frauen verdächtigen, da an diesen Schlüsselstellen meistens männliche Akteure sässen, die den Erfolg von Männern «machten».

Der Leser zieht die Schlüsse selbst

Frauen nützt solch populistisches Bedienen angesagter Trends wenig; man möchte lieber Taten als Worte sehen. Anstatt mit Instant-Urteilen und den Kampfpaparen der 1980er Jahre «eine Quote für Kunst und Frauen – subito» zu fordern und mit dem statistischen Auszählen der Frauenvertretungen in den Ausstellungsprogrammen eines einzigen Jahrgangs kurz-

atmige Schlüsse zur Schweizer Kunst zu ziehen und selbstgerecht die Guten ins Töpfchen (Bündner Kunstmuseum) und die Schlechten ins Kröpfchen (Zürcher Kunstmuseum) zu werfen, ohne das Argument «Qualität» ins Spiel zu bringen, ist denn doch etwas simplifizierend.

Und was die Literatur betrifft: Es ist undenkbar, dass sich erfolgreiche Schriftstellerinnen wie etwa Terézia Mora, Eva Menasse, Elfriede Jelinek, Yasmina Reza (die mit «Babylon» einen hochironischen Roman über die klischeehafte politische Korrektheit ihrer Akteurin geschrieben hat), Amélie Nothomb, Sofi Oksanen, Olga Tokarczuk, Elena Ferrante, Leila Slimani oder Marie NDiaye im Raster einer regulativen Frauenquotenförderung verstanden wissen möchten. Derart gefördert, würden sie sich ohne Zweifel abgewertet vorkommen.

Mit solchen Forderungen geht ein grundsätzliches Missverständnis einher: Aufgabe der Literatur ist es nicht, Quoten abzudecken und ein Zielpublikum zu bedienen, sondern mit ihren Mitteln Lebensmuster, Denkmuster, Selbstverwirklichungs- und Beziehungsmodelle vorzuführen. Literatur ist ein Laboratorium von ehe- und beziehungsstechnischen, familiären und gesellschaftlich-politischen Konflikten. Moral und Predigt ist nicht ihre Aufgabe, die Vorgabe von Rollenmustern auch nicht: Die richtigen Schlüsse sollen ganz alleine die Leser ziehen. Genau hier liegt einer der entscheidenden Unterschiede zwischen guter und schlechter Literatur.

Komplizierter wäre es also gewesen, zu verhandeln, unter welchen Parametern denn Literatur und Kunst von Frauen und Männern beurteilt werden könnten – ungewöhnliche Botschaft, Veränderung der Sichtweisen, Genialität, Originalität, Authentizität, Geheimnis, Überraschungseffekt, die andere weibliche Sicht –, und sich auf dieser Basis für die Sache der Frauen in der Literatur und in der Kunst starkzumachen.

Plakative moralische Zuordnungen in Zeiten der neuen Unübersichtlichkeit und des permanenten Wandels sind einfache Rezepte, um die verstörenden Herausforderungen des immer Neuen in den Griff zu bekommen. Das Problem kann aber sicher nicht gelöst werden, indem man kurzerhand Gutmenschen und Bösewichte ausmacht und gegeneinander ausspielt. Dass es ausgerechnet die Akteure des Literaturbetriebs sind – traditionellerweise Instanzen des unabhängigen, unvoreingenommenen, unparteiischen Vordenkens –, die auf solche Muster zurückgreifen, bleibt eine irritierende Botschaft.



Pia Reinacher wurde 2006 als erste Schweizer Vertreterin in die Jury des Deutschen Buchpreises berufen. Sie war ausserdem 18 Jahre Jurymitglied des ZDF-«Aspekte»-Literaturpreises in Berlin sowie Jurorin des Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Preises.



Fünf-vor-zwölf-Pathos.

Untergang

Ewig lockt der Weltenbrand

Die Priester der Apokalypse legen sich gerne den Mantel der Wissenschaft um – und kommen damit durch. Die menschliche Faszination für Endzeitprediger ist unzerstörbar. *Von Norbert Bolz*

Wissenschaftler und Politiker, die Katastrophen vorhersagen, sind populär und immun gegen Kritik. Das kann man am besten am amerikanischen Biologen Paul Ralph Ehrlich beobachten. Er ist der von Preisen überhäufte Präsident am Center for Conservation Biology an der Stanford University und Mitglied zahlreicher Wissenschaftsorganisationen.

1968 erschien sein Buch «The Population Bomb». Wie der Titel schon alarmistisch verdeutlicht, ging es um die These, dass die Überbevölkerung der Erde zu katastrophalen Hungersnöten führen werde – und nicht erst in ferner Zukunft. Schon in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts würden Hunderte Millionen verhungern.

Dass diese Prophezeiung recht rasch widerlegt wurde, änderte nichts daran, dass Ehrlichs Buch einen Neo-Malthusianismus salonfähig machte, der die Endlichkeit der Ressourcen und die Grenzen des ökonomischen Wachstums mit einem Fünf-vor-zwölf-Pathos behauptete und deshalb eine Kontrolle des Bevölkerungswachstums und die Allmacht des Staates in allen Umweltfragen forderte.

Damit war ein neues Genre geboren: die apokalyptische Trendforschung. Berühmt ge-

worden ist der Bericht des Club of Rome von 1972: «Die Grenzen des Wachstums». Er fordert eine kopernikanische Wende vom Wachstum zum Gleichgewicht. Andernfalls müssten wir mit einem globalen Zusammenbruch schon Mitte des 21. Jahrhunderts rechnen.

Dazu passte die Ölkrise im Herbst 1973, die es auch dem Durchschnittskonsumenten deutlich machte, dass es so etwas wie absolute Ressourcenknappheit geben könnte. Es genügte dafür das kleine Trauma, an der Tankstelle kein Benzin mehr zu bekommen oder, wie in Deutschland, an Sonntagen nicht mehr auf Autobahnen fahren zu dürfen.

Verlorene Wette

1980 wettete Ehrlich öffentlich mit dem Ökonomen Julian L. Simon, dass bestimmte Metalle in den nächsten zehn Jahren knapp werden und deshalb im Preis stark ansteigen würden. Ehrlich verlor die Wette, denn die Preise waren sogar gefallen. Doch das hat die apokalyptische Trendforschung nicht irritiert, im Gegenteil. Seither sind die Katastrophenszenarien unüberschaubar geworden.

Auch in den Massenmedien haben die empirischen Apokalypsen Konjunktur. Täglich



nik als Instrument der Aufklärung einsetzen darf. Man will die Menschen erziehen, indem man ihnen Angst einjagt. Und so ersetzt Panik in den meisten Umweltdiskussionen das Argument. Panikszenarien, die jeden Zweifel ausschliessen wollen, auch wenn es keinerlei wissenschaftliche Evidenz gibt, werden dadurch gerechtfertigt, dass die Kosten eines Irrtums zu hoch wären. Damit sind wir bei den weissen Lügen, den gutgemeinten, groben Übertreibungen bei der Verbreitung von Informationen über Gefahren wie BSE, Aids, Hautkrebs, Glyphosat, Feinstaub und so fort.

Dass man durchaus ein wenig fälschen kann, wenn es der guten Sache dient, ist ein Motiv, das so alt ist wie die europäische Politik. Schon

Untergangspropheten waren schon immer die erbittertsten Feinde der Aufklärung.

bei Platon gab es für die Regierenden eine Lizenz zum Lügen für die gute Sache. Man will zum Handeln antreiben, auch wenn niemand sagen kann, ob die vorausgesagten Katastrophen jemals eintreffen werden. Es geht also um Gefahren, die man nur vermeiden kann, indem man darauf verzichtet, Gewissheit über sie zu erlangen. Das soll uns zum Handeln nötigen, bevor wir das jeweilige Problem verstehen – schlicht ein Lob der Ignoranz.

Dieser Politik der Angst sekundiert der Wissenschaftler als Unheilsprophet. Wie Ärzte einen Therapiebedarf produzieren, so schaffen Propheten einen Erlösungsbedarf und legitimieren die Rücksichtslosigkeit als revolutionäre Ungeduld.

Untergangspropheten waren schon immer die erbittertsten Feinde der Aufklärung – das gilt gerade auch für die Öko-Propheten der Klimaapokalypse. In der Faszination durch die Katastrophe entfaltet sich aber auch eine Dialektik von Heilsversprechen und Elendspropaganda, die zugleich Hysterie und Hoffnung produziert. Denn die Welt ist noch zu retten, wenn wir alle am Gottesdienst der Vorsorge und Sicherheit teilnehmen. Schon heute ist die Religion des Sorgens und Schützens die eigentliche Zivilreligion.

Man könnte geradezu von einer Industrie der Angst sprechen. Politiker, Anwälte und Medien leben ja sehr gut von der Angst. Und eine ständig wachsende Anzahl von Gefälligkeitswissenschaftlern nutzt die Universitäten als eine Art Zulieferindustrie. Der Philosoph Hans Blumenberg hat von «kassandrischer Forschung» gesprochen: Gefälligkeitswissenschaftler produzieren Gefahrenszenarios, die

die Angstindustrie der Medien befeuern und Politikern die Gelegenheit verschaffen, zu warnen, zu mahnen und zu retten.

Wenn es nach den Alarmisten geht, ist es längst nicht mehr nur fünf vor zwölf. Die seit 1947 von Atomwissenschaftlern immer wieder neu eingestellte «Weltuntergangsuhr», die der Weltöffentlichkeit das Risiko einer globalen Katastrophe verdeutlichen soll, steht jetzt auf hundert Sekunden vor Mitternacht. Auch die Nobelpreisreputation einiger Wissenschaftler ändert nichts an der Albernheit dieser Veranstaltung.

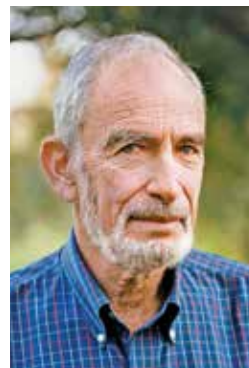
Quasireligiöses Angebot

Vor hundert Jahren wollte Max Weber mit der Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher Analyse und politischer Stellungnahme seine Kollegen auf intellektuelle Rechtschaffenheit verpflichten. Seine Gegner waren die Kathederpropheten: «Tausende von Professoren als staatlich besoldete oder privilegierte Propheten in ihren Hörsälen», die auf das Unheil harrten und damit «fanatische Sekten» schaffen.

In der gesellschaftlichen Diskussion besetzen die Kathederpropheten auch heute wieder

die Position des Weisen. Über diesen Typus des Unheilspropheten heisst es bei Weber: «Er scheint oft förmlich zu schwelgen in der Vorstellung von der Entsetzlichkeit des von ihm angekündigten, sicher kommenden Unheils des eigenen Volks.» So tritt er als Glaubenskrieger gegen die Ungläubigen, also heute gegen die «Klimaleugner», auf.

Als Prophet wird der Wissenschaftler zum Demagogen und Journalisten. Dass seine Prophe-



Biolog Ehrlich.

zeiungen nicht eintreffen, schwächt seine Glaubwürdigkeit nicht – und das ist erklärungsbedürftig. Der Unheilsprophet selbst wird von einer *self-destroying prophecy* sprechen. Das bedeutet: Die Katastrophe ist nicht eingetroffen, weil ich davor gewarnt habe!

Doch dass die apokalyptischen Trendforscher gegen jede Kritik immun sind, hat noch einen zweiten, weit wichtigeren Grund: Sie machen den Menschen ein quasireligiöses Angebot der Sinnstiftung und einheitlichen Lebensführung. Das erspart ihren Anhängern die Komplexität des Wissens und das Bewusstsein des Nichtwissens. Die Weisheit des Propheten ersetzt nämlich Wissen durch Reinheit, vor allem durch die Reinheit der Angst um die Welt. Und dagegen ist kein wissenschaftliches Kraut gewachsen.

Norbert Bolz ist emeritierter Professor für Medienwissenschaften an der Technischen Universität Berlin.

bombardieren uns die Medien mit Hochrechnungen, die das Ende ankündigen: In zwanzig, vierzig oder hundert Jahren sind die fossilen Brennstoffe der Erde verbraucht; sind die Alpengletscher durch *global warming* abgeschmolzen; steht die Niederlande unter Wasser, weil die Polkappen schmelzen; haben Antibiotika ihre Wirkung verloren – und so fort.

Al Gores Film «An Inconvenient Truth» beginnt mit dem Satz: «Die Menschheit sitzt auf einer tickenden Zeitbombe.» Und dann wird, mit Bezug auf Wissenschaftler, eine Frist genannt, die uns noch zur Umkehr bleibt – in Gores Fall: zehn Jahre. Das war 2006. Was sich derart als Weckruf an die Menschheit inszeniert, ruft nur uralte Ängste und kollektive Paniken der Vorzeit wieder auf.

Der vor allem in Deutschland so beliebte Begriff «Klimanotstand» impliziert, dass dringend und unverzüglich gehandelt werden muss. Es wird suggeriert, dass sich unsere Gesellschaft im Ausnahmezustand befindet. Hier steht also nicht weniger als das Ganze auf dem Spiel. Indem die Politik der Angst aus Problemen Katastrophen macht und den Notstand ausruft, schliesst sie Kompromisse aus und ruft nach dem Führer aus der Gefahr. Nichts ist für autoritäre Herrschaft günstiger als der Ausnahmezustand. Hier gibt es keinen Reformismus mehr, sondern nur noch die Erlösung im radikalen Bruch mit dem Leben, das wir bisher kannten.

Wenn es der guten Sache dient

Heute sind viele Politiker, Journalisten und Wissenschaftler der Auffassung, dass man Pa-

Sturz vom Skateboard, Aufstieg am Keyboard

Wie Patrick Moraz aus Morges zu einem Superstar des Prog-Rock wurde.

Von Ueli Frey

Manchmal schlafe er auch hier. Patrick Moraz zeigt sein riesiges Studio in Venice (Florida). Da stehen so viele Tasteninstrumente, dass man sich im Showroom eines Musikgeschäfts wähnt. Dominierend ist ein grosser schwarzer Flügel, aber auch Perkussionsinstrumente, Stapel von Zeitschriften und Zeitungen, ein Hometrainer, Zeichnungen, eine opulente Sitzgruppe – alles in einer harmonischen Unordnung. Jeden Tag verbringt Moraz mehrere Stunden hier, improvisiert oder tüfelt an seinen Synthesizern. Manchmal wird aus den Stunden eine ganze Nacht, Zeit ist relativ. Man hat das Gefühl, dass man es mit einem Besessenen zu tun hat. Musik ist sein Elixier, sein Leben. «Hold on!», schon wieder sucht er einen Song, einen Sound, den er vorspielen will. «Unbelievable!», sagt er selbst, wenn er seine Geschichte erzählt.

Sein Vater war Hotelmanager und Musikliebhaber, seine Mutter spielte Geige, und das war auch Patricks erstes Instrument. Aber er warf seine Geige nach drei Jahren tatsächlich aus dem Fenster, weil er das Klavier für sich entdeckt hatte. Im Hotel seines Vaters spielten am Wochenende Big Bands, und dort hörte er nicht nur dieses Instrument, sondern auch den Swing. Ein neuer Horizont, eine Dimension, die der klassischen Musik abging.

Der umgeleitete Flug

Schon sehr früh interessierte sich Moraz für Musiktheorie, deren Aufbau – was tönt, was funktioniert und weshalb. Der Zufall brachte die Familie Moraz nach Vevey und dort ins gleiche Haus wie die rumänische Wunderpianistin Clara Haskil. Mehrere Stunden pro Tag übte Patrick begeistert, wurde unterrichtet von Frau Haskil im fünften Stock des Hauses.

Wer nun meint, dass Moraz ein einseitig veranlagter Junge gewesen sei, irrt sich. Auch sportlich war er aktiv: Er nahm Fechtstunden, war ein guter Eiskunstläufer und Schwimmer, lernte tauchen, und auch auf den Ski fühlte er sich wohl. Beim Skifahren brach er sich den Arm, und am ersten Tag, als der Gips vom Arm kam, stürzte er von einem Rollbrett und brach sich vier Finger der rechten Hand. Rundherum wurde dies als Ende seiner Pianistenkarriere gewertet. Das Resultat war genau das Gegenteil: Während des Heilungsprozesses stemmte sich Moraz gegen das Verdikt und übte wie ein Verrückter mit seiner linken Hand. Das hörbare Resultat war nach einem Jahr ein beidhändiger Pianist.

Trotz seiner Leidenschaft für die Musik war lange nicht klar, dass er diese zu seinem Beruf



Was tönt, was funktioniert und weshalb: Musiker Moraz in seinem Studio in Venice, Florida, 2019.

machen würde. Er verfolgte in Genf eine Ausbildung als Handelskaufmann, aber nicht nur: Als Tauchlehrer lernte er in Cadaqués (Spanien) Salvador Dalí kennen und durfte für ihn musikalische Soirées organisieren. Mit seinem Jazztrio gewann er mehrmals das Zürcher Jazzfestival (1961, 1963, 1965), tourte im Vorprogramm von John Coltrane und Stéphane Grappelli durch Europa und komponierte Musik für Werbespots. Er war sogar ein erfolgreicher Verkäufer der «Encyclopaedia Britannica». Ein grosser Schub für seine Karriere kam allerdings unerwartet: Patrick Moraz zog 1962 den Hauptgewinn der Loterie Romand! Der Vater erhielt einen MGA-Sportwagen, die Mutter Diamantenschmuck. Er selbst konnte sich eine eigene Bleibe, Musikinstrumente und Studioeinrichtungen kaufen.

1968 wagte er den Schritt zum professionellen Musiker und gründete die Rockband Mainhorse. Eine erste LP wurde in Grossbritannien produziert, und es folgten Tourneen bis nach Japan. Zu dieser Zeit begann Moraz auch Musik

für die Filme von Alain Tanner und Claude Goretta («L'invitation», «La salamandre», «Pas si méchant que ça») zu komponieren. Er pendelte zwischen London und Genf. Bei einem dieser Flüge ereignete sich ein Zwischenfall mit Konsequenzen: Der Flug wurde umgeleitet, und Moraz landete unverhofft spät abends in Basel.

Der Taxifahrer brachte ihn zufällig in ein Hotel, wo eine grosse Party im Gange war. Die englische Band The Nice war nach einem Konzert am Feiern. Moraz sass nach kurzer Zeit in der Hotellobby neben Keith Emerson am Piano. Sie jamten und diskutierten die ganze Nacht, Adressen wurden ausgetauscht. 1973 war es dann so weit: Keith Emerson hatte mit Greg Lake und Carl Palmer eine Supergroup gegründet und die zwei Nice-Mitglieder erinnerten sich an den virtuosen Schweizer Pianisten. Die Band Refugee wurde gegründet, das erste (und einzige) Album schlug hohe Wellen. Moraz war definitiv auf der grossen Bühne angekommen.

So grossartig dieser Karriereschritt auch tönt, das Musikerleben brachte Entbehrungen mit

sich. Während sechs Monaten schlief er in der Wohnung eines Mitmusikers auf einer Matratze am Boden, jeden Tag gingen die drei Musiker zu Fuss sechs Meilen zu ihrem Übungslokal. Sie hatten weder ein Auto noch Geld für Taxis oder sonst etwas. Aber die Karriere ging steil nach oben. Refugee überzeugte auf Platte wie auch live. Zuerst an britischen Universitäten, dann an Festivals, die Hallen wurden von Monat zu Monat grösser, eine USA-Tour war in Sicht.

Andere Musiker wurden auf den Schweizer mit der lockigen Haarpracht aufmerksam. Der Anruf von Brian Lane, dem Manager von Yes, brachte Patrick Moraz in grosse Verlegenheit. Der Job als Keyboarder bei Yes winkte, gleichzeitig hatte er eben erst eine eigene Band gestartet und fühlte sich pudelwohl. Die Verlockung war zu gross. Nach

einem kurzen Probelauf auf den Instrumenten von Vangelis, der zuvor zwei Wochen lang mit Yes geübt hatte, aber den Job nicht erhielt, war er in der Band.

Es folgten drei Jahre in der Top-Liga des Rock, drei Jahre praktisch nonstop auf Tour. Transport im Privatjet und in Limousinen, bekocht von einem Dutzend eigener Köche und ein offenbar grenzenloses Budget. Moraz bediente vierzehn Keyboards auf der Bühne und hatte intensiven Kontakt mit Bob Moog und Tom Oberheim. Die Ingenieure entwickelten Instrumente nach den Wünschen von Moraz. Mit Yes nahm er 1974 das Album «Relayer» auf, das stark von seinem Können geprägt ist und von vielen als das beste Yes-Album bezeichnet wird. Mehrere Bandmitglieder nahmen zu dieser Zeit Soloalben auf, so auch Patrick Moraz. Er fand Inspiration in Brasilien. Sein Solowerk «The Story of I» ist ein Vorreiter der World Music und heimste verschiedene Auszeichnungen ein.

Von Yes zu Moody Blues

Auf Moraz' Initiative siedelten sich Yes in Montreux an und begannen mit den Vorbereitungen für ihr nächstes Album, «Going for the One». Da traf es den Schweizer aus heiterem Himmel: Sänger Jon Anderson teilte ihm mit, dass Rick Wakeman wieder zurück zur Band komme und er somit entlassen sei. Zur gleichen Zeit wurde Moraz zum ersten Mal Vater. Nach seiner Auffassung schulden ihm Yes eine grössere Summe Geld, aber er hatte damals weder die Energie noch die Mittel, dieses einzufordern. Er schaute vorwärts und produzierte 1977 sein zweites Soloalbum, «Out in the Sun». Bald klopfte eine weitere grosse Band an seine Tür: Moody Blues. Die Band hatte sich nach ersten erfolgreichen Jahren 1972 aufgelöst und starte-



Umworben: Moraz, 1978 in Zürich.

Es folgten drei Jahre in der Top-Liga des Rock, drei Jahre praktisch nonstop auf Tour.

ein harter Schlag, und seither kämpft Moraz um sein tägliches Auskommen. Er schrieb Musik für Werbespots (Pepsi, Mountain Dew etc.) und für Filme. Soloalben nimmt er ebenfalls in regelmässigen Abständen auf.

Er ist ein *resident alien*. Er ist Schweizer Bürger geblieben und ist im Besitz einer Green Card. Seit über dreissig Jahren wohnt er in den USA, seit zwanzig Jahren in Venice an der Küste Floridas. Ein Städtchen mit 20 000 Einwohnern, das wiederholt in die Top Ten der schönsten Küstenstädte gewählt wird. Wenn man mit ihm durch die Stadt zieht, wird er immer wieder begrüsst. Beim gemeinsamen Frühstück muss er einem Amateursänger Red und Antwort stehen.

Einer Rückkehr in die Schweiz wäre er nicht abgeneigt. Er liebt die Schweiz und spricht in den höchsten Tönen von ihr, aber ein Hindernis sind die hohen Lebenshaltungskosten und dass er in den USA mehr Gelegenheit für Auftritte hat. Trotz einiger Tiefschläge und schwieriger Zeiten ist er ein Optimist geblieben. Er habe nie den Tritt verloren, sagt er stolz, den Takt sowieso nicht.

Zurzeit erscheinen viele von Patrick Moraz' Solo-Alben als Remastered-Ausgaben, auch die Aufnahmen von Mainhorse und Refugee sind wieder erhältlich.

Eine Auswahl:

- Yes: Relayer
- Moody Blues: Long Distance Voyager
- Refugee: Refugee (Remastered – bei Cherry Red Records)
- Mainhorse: Mainhorse (Remastered – bei Cherry Red Records)
- Patrick Moraz: The Story of I (Remastered – bei Cherry Red Records)
- Patrick Moraz: Out in the Sun (Remastered – bei Cherry Red Records)
- Patrick Moraz: Patrick Moraz (Remastered – bei Cherry Red Records)
- Patrick Moraz & Bill Bruford: In Tokyo (Remastered – bei Cherry Red Records)

te jetzt eine Reunion, verstärkt mit Moraz. Es wurde die erfolgreichste Phase in der Bandgeschichte: «Long Distance Voyager» (Nummer-eins-Hit in den USA), «The Other Side of Life» (Platz neun), «Sur la Mer» waren einige der erfolgreichen Alben.

Nach dreizehn Jahren äusserte sich Moraz in einem Interview abschätzig über die «Moodies». Die Quittung war sein Rauswurf aus der Band, die begann, seine Rolle kleinzureden und ihn sogar aus Bandfotos zu retouchieren. Moraz klagte vor Gericht. Die Band wollte einen Vergleich und bot ihm aussergerichtlich 750 000 Dollar an. Auf Rat seines Anwalts ging Moraz nicht auf das Angebot ein. Ein Fehler: Er erhielt zwar recht, aber der Richter sprach ihm lediglich 77 175 Dollar zu. Das war

Jazz

Klartext bei Kerzenlicht

Von Peter Rüedi

Mal abgesehen davon, dass Reinheitsgebote im Jazz, dieser insgesamt bastardischen Musik, nichts zu suchen haben: Kunst, denke ich, ist überhaupt dort am brisantesten, wo sie sich zwischen den Zeiten, den Stilen, ja zwischen den Gattungen ereignet. Letzteres trifft in hohem Mass auf das Duo des 1944 in Leipzig geborenen Pianisten Joachim Kühn (er lebt heute auf Ibiza, und sein Lebensmittelpunkt ist Paris, in dessen Jazzszene er ein Schwergewicht ist) und Mateusz Smoczyński zu. Die Aufnahme ist das Resultat einer Begegnung zweier Generationen, ist der polnische Geiger doch ganze vierzig Jahre jünger als sein berühmter Partner.

«Speaking Sound», so heisst die CD, ist nicht nur von der im Jazz ungewohnten Besetzung her ein Hybrid zwischen Klassik und improvisierter Musik, auf welcher beiden Feldern die zwei Musiker gleichermassen zu Hause sind. Beide sind sie fulminante Improvisatoren und strukturell denkende Komponisten, und das macht einen Teil der brisanten Spannung dieser Musik aus. Ein anderer kommt aus der Polarität zwischen sublimer Emotionalität, der Freude am melodischen Nach- und Ausdruck, und, andererseits, der Lust am Ausbruch ins entfesselt Virtuose (für die der letzte Titel dieses Zwiegesprächs steht, «Paganini»).

Bert Noglik spricht in den *liner notes* zutreffend von «transparenten, leuchtenden Dialogen. Eloquenz ohne Geschwätzigkeit, Schönklang ohne Trivialität». Kommt dazu eine sich gegenseitig aufladende Expressivität in allen dynamischen Temperaturzonen. Kühn ist seit je ein Pianist, der sich an die Maxime des grossen Horowitz hält: «I play the pianoforte. That means: I play piano and I play forte»; und Smoczyński flüstert oder zwitschert zuweilen in obersten E-Saiten-Stratosphären, überwältigt uns aber handkehrum mit dem Espresso in tiefen, sozusagen Cello-Lagen: Er streicht denn auch die eine Oktave tiefer gestimmte Bariton-Violine. Der Titel der CD macht schon Sinn: Der Klang an sich ist, wie oft im Jazz, die Botschaft, einmal abgesehen davon, was damit gespielt wird. Die Attacken bringen die Kerzen im Salon zum Flackern.



Joachim Kühn & Mateusz Smoczyński: Speaking Sound. ACT 9630-2

Heinrich Heine zur Lage der deutschen Nation

Deutschland in diesen Tagen ist kaum wiederzuerkennen.

Alles scheint ins Rutschen geraten. Wirklich? Wir haben einen der besten Landeskenner befragt, den Exilanten Heinrich Heine. *Von Wolfgang Koydl*

Herr Heine, Sie hatten schon in der Vergangenheit über Schlafstörungen im Zusammenhang mit dem Zustand Deutschlands und der Deutschen geklagt. Wie sehen Sie die Situation heute?

Das ist das Schöne an den Deutschen: Keiner ist so verrückt, dass er nicht einen Verrückteren fände, der ihn versteht.

Beziehen Sie sich auf die Kanzlerin, ihre Partei und die vorherrschende öffentliche Meinung?

Ein Tor ist immer willig, wenn eine Törin will.

Und die Medien, welche Rolle spielen die?

Leider hängt die öffentliche Meinung mehr als man glaubt von den Journalen ab. Kritiker sind wie Lakaien vor der Saaltür bei einem Hofball: Sie können schlecht gekleidete und unberechtigte Leute abweisen und gute einlassen, aber sie selbst, die Türsteher, dürfen nicht hinein.

Sind Sie nicht zu hart? Schliesslich ist dieses Deutschland – das freieste Deutschland, das es je gegeben hat – etwas, das Sie sich immer erträumten.

Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmässiges Weib. Er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiss er sie doch im Notfall wie ein Mann zu verteidigen. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine erwählte Braut. Er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Beteuerungen. Er schlägt sich für sie auf Tod und Leben. Er begeht für sie tausenderlei Torheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine Grossmutter.

Das würden viele Deutsche anders sehen. Gerade jetzt glauben viele Leute, dass die Freiheit im Land gegen angeblich rechte Kräfte verteidigt werden muss.

Die Deutschen sind tapfer ohne Nebengedanken, sie schlagen sich, um zu schlagen, wie sie trinken, um zu trin-

ken. Der Knecht singt gern sein Freiheitslied des Abends in der Schänke. Das fördert die Verdauungskraft und würzet die Getränke.

Ein Knecht?

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das blossе Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in

seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisierte. Man muss die Deutschen von innen befreien, von aussen hilft nichts.

Glauben Sie nicht, dass sich Deutschland verändert hat?

Noch immer das hölzern pedantische Volk, noch immer ein rechter Winkel in jeder Bewegung, und im Gesicht der eingefrorene Dünkel.

Denken Sie dabei an die mitunter geradezu wollüstige Unterordnung unter die Lifestyle-Verbote der Grünen?

Vertrauet eurem Magistrat, der fromm und liebend schützt den Staat durch huldreich hochwohlweises Walten; euch ziemt es stets, das Maul zu halten.

Klimaschutz, Energiewende, Flüchtlingspolitik: Deutschland sieht sich in vielen Bereichen weltweit und vor allem in Europa als moralischer Leuchtturm. Zu Recht?

In der Welt kann man sich mit allem befassen, wenn man nur die dazu nötigen Handschuhe anzieht.

Aber was ist mit Berlins europapolitischen Initiativen?

Die Deutschen werden nicht besser im Ausland wie das exportierte Bier.

Also nichts als leere Worte?

Franzosen und Russen gehört das Land, das Meer gehört den Briten. Wir aber besitzen im Luftreich des Traums die Herrschaft unbestritten.

Das dürfen Sie aber nicht Heiko Maas, den Bundesaussenminister, hören lassen.

Ein kleiner Kerl, der dabei so sauer aussah, als habe er Essig gesoffen und sei davon ganz zusammengezogen.

Kommen wir auf die konkrete Situation zu sprechen: Erleben wir in Deutschland einen

Zusammenbruch des alten Parteiensystems?

Der Parteigeist ist ein Prokrustes, der die Wahrheit schlecht bettet.

Aber was ist mit den Parteipolitikern? Den Habecks, den Söders, den Merzen und den Kramp-Karrenbauers?

Sie beschwören Stürme und verlassen sich auf ihre Beweglichkeit – sie vergessen, dass ihnen ihre Beweglichkeit nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Turm stürzt, worauf sie stehen.

Im Mittelpunkt einer nahezu einhelligen politischen, medialen und gesellschaftlichen Kritik, die zuweilen an eine Hexenjagd gemahnt, steht die AfD. Ein früherer Vizekanzler hat ihre Sympathisanten gar als Pack bezeichnet.

Wenn ich vom Pöbel spreche, nehme ich davon aus: erstens alle, die im Adressbuch stehen, und zweitens alle, die nicht drin stehen.

Sehr oft bricht sich freilich purer Hass die Bahn, etwa wenn ein SPD-Abgeordneter der AfD vorwirft, der Hass mache sie hässlich.

Es sind kleine Leute, deren Hass nicht einmal bis an meine Waden reicht. Mit stumpfen Zähnen nagen sie an meinen Stiefeln. Das bellt sich müde da unten.

Wie stehen Sie zu hate speech in den sozialen Medien?

Wünsche: bescheidene Hütte, Strohdach, aber gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Türe einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, lässt mich die Freude erleben, dass an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden.

Das tönt aber sehr nachtragend. Wo bleibt die Nächstenliebe?

Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir hier im Leben zugefügt – ja, man muss seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt worden.



«Das bellt sich müde da unten»: Kultdichter Heine.



Rock'n'Roll der Worte: Moderatorin Brugger.



Letzte Droge Poesie: Mundart-Idol Anaconda.

Prominente

Flüssiger Granit

Alle Stars und Sternchen, die Ernsthafte(n), Blender, Lauten und Leisen trafen sich zur 13. Verleihung der Swiss Music Awards im KKL Luzern. Brugger glänzte, Heinzmann liebt sich wieder. *Von Michael Bahnerth*

Gewinner

Das einzig wirklich Grossartige an der Show war Moderatorin **Hazel Brugger (26)**, Slam-Poetin, Comedian, so der Typ Mensch «Grosses Gehirn, grosse Klappe, kleine Bedenken». Ein kleines Beispiel des hazelschen Rock'n'Roll der Worte: «Früher musste man als Musiker noch ein Instrument spielen können. Heute reichen ein Instagram-Account und ein Kilo Koks. Okay, Musiker haben früher auch schon Drogen genommen. Aber sie sind dann wenigstens gestorben.» Brugger machte aus dieser Veranstaltung, die jahrelang daherkam wie ein aufgemotzter Schweizer Schrebergarten, einen Lustgarten, in dem all die Blumen und Blüten, das Gestrüpp und das Unkraut der Szene da etwas mehr, da etwas weniger gedeihen konnten.

Wie viel Melodie steckt in einem Menschen, bevor die ewige Stille ihn erfüllt? **Endo Anaconda (64)**, Stiller-Has-Sänger, sang zwar nicht, hielt aber eine überaus poetische Laudatio. Die Poesie, wenn man so will, ist Endos letzte Droge, die andern hat er inzwischen hinter sich. Mit 55 kehrte er noch einmal zurück zum Heroin, zum Kokain sowieso, Koks in das eine, Sugar in das andere Nasenloch, und Endo war auf einem *highway to death*, wollte sich aber dann doch noch nicht ins Jenseits befördern, entzog sich der Welt der künstlichen Paradiese, trank dafür aber eine Flasche Whisky pro Tag. Kein Alter im Leben ist leicht, aber 55 ist besonders schwer. Die Vergänglichkeit ist keine ferne Zukunft mehr, sondern unmittelbare Gegenwart, Träume werden gebrechlich, der Text des Lebens ist geschrieben; was noch folgt, ist nur noch Kommentar. Vielleicht wollte Endo deshalb nochmals fliegen in jene klangerfüllten Traumwelten, zu denen es nüchtern kein Hinkommen mehr zu geben schien, auch wenn er, schon als er abhob, wusste, dass er bruchlanden würde auf finsterer, harter

Erde. Seit ein paar Jahren ist er jetzt trocken und clean und bewegt sich durch ein abgespecktes Leben, das wieder eine *songline* hat.

Verlierer

Vor ein paar Tagen hat sich die Walliser Sängerin **Stefanie Heinzmann (30)** einen Bürstenschnitt verpassen lassen. Bei einer Frau ist das entweder ein symbolischer Akt der Selbsterstörung oder aber, wie bei ihr, das Finale einer seelischen Rundumerneuerung nach einer Phase der Selbstzweifel und der Selbstverabscheuung. Da war der Verlust dieser unbeschwert rauschenden jugendlichen Träume, die die Realität umwehen, und Heinzmann liess sich fortragen und lebte diesen Traum vieler Frauen um die zwanzig, die sich in ihr Spiegelbild verliebten, auf grossen und kleinen Bühnen und unter Scheinwerferlicht. Jedenfalls sind diese alten Zöpfe jetzt weg, und sie freut sich im Moment über fast alles, sogar übers Älterwerden, über die Möglichkeit, sich selbst wieder lieben zu können, über den Wind, der ihr über den Kopf streift und nicht in den Haaren hängenbleibt. Heinzmann ist gerade flüssig gewordenes Granitgestein, das auf den Hängen der Existenz, sich selbst genug, dem nächsten kleinen Tod, so ist das Leben, zuffliesst.



Alte Zöpfe: Sängerin Heinzmann.

Der Konzertsaal hat ein Raumvolumen von knapp 18000 Kubikmetern, aber natürlich war er für das Ego des in der Schweiz aufgewachsenen, albanischen Rap-Girls **Loredana (24)** dennoch zu klein, weil sie über ein Ego verfügt, das an die Grenzen unseres Universums stossen würde. Loredana gab ihren ersten Live-Auftritt in der Schweiz, ein Medley ihrer drei erfolgreichsten Songs. Sie stand da als total aufgeblondete, schwarz-violette Leder-Lady, und das Ganze klang, wie wenn ein quietschender SBB-Zug in das Donnern eines Erdbebens fährt. Der Applaus und die paar Buhrufe schienen danach wie jene Stille, die nach dem Sterben kommt.

Später bekam sie noch eine Auszeichnung, stand hinter dem Rednerpult wie eine Kapitänin eines Raumschiffs, das durch die Weiten des eigenen Egos driftet. Ihre Dankesrede war etwas zwischen «Habt mich doch bitte auch ein wenig lieb, weil ich bin von hier», und «Fickt euch, weil ich bin nicht wie ihr». Das Ding war aber eher ein «Fuck you, Loredana», weil das auf hohem Niveau zeitlos pubertierende Girl die ganze Zeit über aus unerklärlichen Gründen Hochdeutsch sprach. Ihr erster ganzer Satz war tatsächlich: «Das ist ja nicht der krassste Preis, den ich je bekommen habe.» Und dann erzählte sie, immer noch auf Hochdeutsch, dass sie von hier stamme, hier lebe, obwohl sie inzwischen genug Geld habe, um irgendwo leben zu können. Geld, Geld, Geld; drei Mal erwähnt sie die Kohle in ihrer Rede. Rechnen wir mal: Da ist eine gute Million wohl aus dem Streaming-Business plus wahrscheinlich die insgesamt 900 000 Franken, die sie und ihr Bruder einem sehr naiven Walliser Ehepaar abgenommen haben könnten (Verfahren läuft, es gilt die Unschuldsvermutung).

Zieht man eine halbe Million ab für zwei, drei AMG-Mercedes, Sonnenbrillen und was es halt sonst noch so kostet, im Kosovo die Königin zu spielen, bleiben vielleicht anderthalb Millionen an Vermögen übrig. Was eigentlich nur aufzeigt, dass im Musikbusiness dieselbe Mechanik vorherrscht wie in der Pornoindustrie: je härter und derber, desto mehr. Als sie die Bühne mit dem Sieger-Betonklotz in der Hand verliess, gab ihr Brugger noch einen Satz mit auf den Weg: «Für den Fall, dass du jemals in eine brenzlige Situation kommen solltest. Ich hab dir eine Feile eingegossen.»



Der Raum war zu klein: Rapperin Loredana.



Zwischen Ironie und Romantik: Emma (Anya Taylor-Joy).

Kino

Flatternder Kolibri

Zigmal ist Jane Austens Meisterwerk «Emma» verfilmt worden. Die jüngste Adaption hat in der romantischen Komödie Neues entdeckt: eine Satire. Von Wolfram Knorr

Da sind sie wieder, in ihren allerfeinsten Regency-Outfits, die kapriziösen Damen und Herren aus Jane Austens «Emma»-Kosmos: die Knightleys, Westons, Bates, Eltons, Smiths – und im Zentrum natürlich die Woodhouses, das komplette Ensemble der pläsierebessenen bourgeois Provinzler. Die gerade mal 21-jährige Emma Woodhouse liebt das Ehe-Einfädelungsspiel. Da ist sie Meistermatz, dank ihrer Unabhängigkeit, ihrem Vermögen, ihrer Intelligenz, ihrem Witz – und gehört damit zu den Unsterblichen: Galionsfigur der Frauenbewegung, über ein halbes Dutzend Mal für Leinwand und TV verfilmt und sogar als japanische Manga-Serie verewigt! Und das Interesse an der quirligen Lady, die auf dem Familiensitz Donwell Abbey in Highbury mit ihrem skurrilen Vater lebt, ist ungebrochen. Kaum verwunderlich also, dass Emmas süßes Partnerschaftsspiel abermals verfilmt wurde.

Ausgerechnet Emmas Erfinderin Jane Austen soll tatsächlich überzeugt gewesen sein, mit ihr eine Heldin geschaffen zu haben, «die keiner ausser mir besonders mögen wird». Stimmt schon: In ihrer Zeit – es wurde ihr letzter Roman, erschienen 1816 – war in einer von Etiketten zugeschnürten bürgerlichen Gesellschaft eine derart aufmüpfige Heldin, die andere verkuppelt, aber selbst nicht daran denkt, in den Hafener Ehe zu segeln, nicht unbedingt com-

me il faut. Die Leser sahen das anders. Das Raffinierte an Austens «Emma» ist die elegante Balance zwischen Ironie und Romantik, zwischen Scharfsinn, mildem Spott und Verklärung; eine romantische Komödie. Und ganz in diesem Sinn wurden auch die «Emma»-Adaptionen interpretiert, zuweilen auch gar zu süßlich (etwa die Version mit Gwyneth Paltrow, 1996).

Die Amerikanerin Autumn de Wilde hat in ihrem Debüt aus dem Austen-Text noch etwas anderes «erlauscht», was bislang überhört wurde: die Satire. Sie sei, so die Drehbuchautorin Eleanor Catton («The Luminaries»), fast in jeder Situation und jedem Dialog «spürbar». Emmas scharf beobachtete Züge der Gentry enthielten immer ein wenig Vitriol, und Austen oute sich als spöttelnde Kennerin menschlichen Gemüts und gesellschaftlicher Verhältnisse. De Wilde hat folglich ihre Emma, von Anya Taylor-Joy («The Witch») spitzzüngig verkörpert, ironisch überdreht – wie ein flatternder Kolibri angelegt. Dass sie sich dann selbst zwischen den aufgebrelzten Stutzern einer überkandidelten Regency-Mode verheddert, gehört zur Selbstironie in Emmas gewitztem Powerplay.

Wie Marzipanfiguren, cremig geglättet, mit kuriosen Hüten die Damen und in Rüschenstehkragen die Herren, irren und schwirren die «Trabanten» um die Kupplerin herum, auf deren Experimentierfeld der Ehe sie die Empfindungen

blanklegt und zum Zucken und Zappeln bringt wie die Frösche an der Galvanisiermaschine. Das wird, mit den grotesk überfeinerten Kostümen und Requisiten, zum menuethaften Tanz, auch natürlich dank der exzellenten Besetzung, allen voran Bill Nighy als Emmas exaltierter Vater. De Wildes Version bläst frischen Wind in die romantische «Emma»-Welt, ist aber nicht so orkanartig wie Yorgos Lanthimos' «The Favourite» (2018). ★★★★★

Weitere Premieren

7500 — Thriller in Passagierflugzeugen hat Hollywood zuhauf produziert; der Reiz liegt in ihrer «Bodenlosigkeit», egal, ob Terroristen oder andere Gangster einen in Angst und Schrecken versetzen. Eine originelle Variante kommt aus Deutschland: Sie spielt ausschliesslich im Cockpit, aus der Perspektive des Co-Piloten (Joseph Gordon-Levitt). Ein Airbus A319 macht sich bereit zum Flug von Berlin nach Paris, nach Erreichen der Flughöhe dringt plötzlich Lärm in die Kabine. Über den Monitor sehen und hören Captain und Co-Pilot drei Männer, die sich als islamische Terroristen outen und ins Cockpit zu gelangen versuchen. Aus den Scherben von Gasflaschen haben sie ihre Waffen gebastelt und fordern unermüdlich die Öffnung. Ein Psychothriller zwischen innen und aussen, mit Geiseln und Tötungsdrohungen und dem Cockpit, das zu öffnen verboten ist. Emotionaler Druckpunkt ist eine Stewardess, mit der der Co-Pilot liiert ist und ein gemeinsames Kind hat. Regisseur Patrick Vollrath, der für seinen Abschlussfilm «Alles wird gut» den Studenten-Oscar erhielt, zieht mit professioneller Souveränität alle Register eines Genre-Films. Ob Gasflaschenscherben allerdings zur Bedrohung reichen, sei dahingestellt. Der Suspense lässt dieses Problem schnell vergessen. Der Titel bezieht sich übrigens auf die Flugnummer und ist zugleich der Notfall-Code bei Entführungen. ★★★★★

About Endlessness — Der Schwede Roy Andersson («You, the Living») erzählt keine Handlungen im engeren Sinn, sondern arrangiert burleske Situationen, oft wie Gemälde komponiert, um Tragikomisches im menschlichen Verhalten zu visualisieren. Klingt hochgestochen, ist es aber nicht. Die Szenen, die er



Tragikomisch: «About Endlessness».

da zusammenfügt und immer mit dominanter Musik bestückt, sind die pure Lakonie. Das ist ziemlich durchtrieben. Allerdings muss man sich auf diese Art des collagehaften «Erzählens» einlassen (können). Tut man es, ziehen einen die Bilder rasch in ihren Bann. ★★★★★☆

The County — Isländische Filme haben ihre skurrilen Eigenarten, die immer faszinieren. Sie beeindrucken durch Gelassenheit und Intensität. Ein Meister auf diesem Terrain ist Grímur Hákonarson, der mit «Rams» (2015) über zwei Schafhirtenbrüder Aufsehen erregte. Auch sein neuer Film spielt unter Bauern. Eine Milchbäuerin widersetzt sich der alles beherrschenden Landwirtschaftsgenossenschaft und will ihr Produkt zu besseren Bedingungen verkaufen. Sie bezeichnet die Genossenschaft, die sie im Würgegriff hat, unverblümt als Mafia,



Mit allen Mitteln: «The County».

wird angefeindet und geht trotzdem stur ihren Weg, um sich aus der totalen Abhängigkeit zu befreien. Ein heikler Weg, denn ihr Hof ist verschuldet – bei der Genossenschaft, versteht sich. Eine Bauern-Antigone, die sich mit allen Mitteln gegen die Männerwirtschaft zur Wehr setzt. Kantig und zugleich sehr einfühlsam in Szene gesetzt. Beeindruckend. ★★★★★☆

Knorr's Liste

1	Parasite Regie: Bong Joon Ho	★★★★★
2	The County Regie: Grímur Hákonarson	★★★★★☆
3	The Invisible Man Regie: Leigh Whannell	★★★★★
4	Jagdzeit Regie: Sabine Boss	★★★★★
5	J'accuse Regie: Roman Polanski	★★★★★
6	Little Women Regie: Greta Gerwig	★★★★★
7	Platzspitzbaby Regie: Pierre Monnard	★★★★★
8	Just Mercy Regie: Destin Daniel Cretton	★★★★★
9	Camille Regie: Boris Lojkine	★★★★★
10	The Gentlemen Regie: Guy Ritchie	★★★★★



Körzis Hollywood

Bulle im Filmzirkus

Sex in the city nach Weinstein. Von Norbert Körzdörfer

Das Urteil? Zwischen 5 und 29 Jahren Gefängnis? Verkündung: 11. März.

Harvey Weinstein, 67, ist ein schuldiges Wrack – ein Mix aus Monster, Quasimodo und Sex-Raubtier. Häftling Nr. 06581138Z. Knastklinik mit TV und Telefon.

Als die Handschellen klickten, staunte er: «Ich bin unschuldig. Wie kann das in Amerika passieren?» Ein gestürzter Filmkönig als jammernder Schauspieler.

Ich erlebte ihn nur als Bullen im Filmzirkus – dominierend, anmassend, bewundert, gefürchtet –, der Unschönste unter den Schönsten. Achtzig Frauen klagten ihn an, sechs vor Gericht. Dunkelziffer? Vielleicht 800 plus!

Hollywood nach Weinstein ist anders – empfindlicher, nachdenklicher, mutiger, auch schuldiger, beschämter, stummer. Die Macht in Hollywood war und ist und bleibt männlich, weiss und reich – aber durch #MeToo gilt eine vorsichtiger Sexmoral. Die Weinstein-Methode war flüsternd bekannt. Hollywood schwieg.

Jetzt sprechen die Geschworenen.

Natürlich gibt es weiterhin *sex in the city* – aber einvernehmlicher, hoffentlich.

Es gab immer Schweine in Hollywood, aber es gab auch Ritter, Gentlemen.

Mit nostalgischem Schmunzeln blättere ich durch die letzte Biografie von Sir Michael Caine (86!): «Die verdammten Türen sprengen – und andere Lebenslektionen». Er war ein armer Sohn eines Fischhändlers aus London und sechzig Jahre ein Star im Movie-Business. Er blickt zurück auf den Spass, den Kampf, die Komödie und Tragödie. Er beginnt mit der Lobby des «Beverly Hills Hotel», nach seinem ersten Erfolg mit «Alfie». Ein Helikopter landet. Legende John Wayne steigt aus. Er sagt: «Du wirst ein Star werden, Kid!» Sein Rat: «Wenn du ein Star bleiben willst, sprich leise, sprich langsam – und sag nicht zu viel.»

Das Buch ist voller Ratschläge, wie man seine Träume erreicht. Er packt seinen Koffer immer am Abend zuvor. Er stellt immer zwei Wecker. Film ist nie die einzige Quelle für Glück oder Erfolg. Sein erstes grösseres Geld («Zulu») gab er für das Pony seiner achtjährigen Tochter aus. Vom ersten grossen Geld («The Ipcress File») kaufte er sich Sauberkeit (Hemden, Aftershave etc.), weil Armut immer schmutzig war, und ein Haus für seine Mutter (inkl. Reinigungskraft). Mit fünfzig machte er den Führerschein. Aber er kaufte sich nie eine Jacht (David Bowie: «Vergiss Jachten!»). Das Geheimnis seines Erfolgs? «Überleben! Und ergreife jede Gelegenheit! Vergiss Reichtum und Ruhm – finde das, was du liebst!»

Sein Workout ist heute sein Garten in Surrey. Am meisten liebt er Weihnachten mit der Familie. Auch das ist Hollywood.

Hollywood ist auch: die neue zögerliche Demut der Milliardäre. Abigail Disney, eine Erbin der Weltmacht Disney (ihr Grossvater war der Bruder von Walt Disney), flog allein im Familienjet, einer Boing 737, nach New York, wo sie lebt. Als sie sich im Queensize-Bett anschnallte, quälten sie Zweifel: «Ich dachte an meinen CO₂-Abdruck, an all den Sprit. Es fühlte sich so falsch an.» Sie trat den «Patriotischen Millionären» bei, die sich um die Ungleichheit zwischen Arm und Reich sorgen und für höhere Steuern für Superreiche sind. Disney macht rund dreizehn Milliarden Dollar Gewinn.

Bob Iger, Disneys abdankender CEO, der kürzlich 69 wurde, verdient 39 Millionen Dollar im Jahr, bekam aber mit Boni 66 Millionen. Das ist 1400-mal mehr als der Durchschnittslohn bei Disney. Abigail Disney hat ein Schloss in Irland, aber keinen Chauffeur mehr. Die Zukunft Hollywoods?

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Seuchenherde

Von *Andreas Thiel*

Berset: Der Bundesrat muss jetzt das Volk vor dieser neuen Seuche schützen.

Keller-Sutter: Kann sich das Volk denn nicht selber schützen?

Berset: Wie soll das Volk wissen, wie es sich schützen kann?

Keller-Sutter: Wie kann sich das Volk denn gegen das Coronavirus schützen?

Berset: Keine Ahnung. Aber der Bundesrat muss jetzt Führungskraft beweisen.

Keller-Sutter: Was genau ist denn das Problem am neuen Coronavirus?

Berset: Das Problem ist, dass es sich ausbreitet.

Keller-Sutter: Ist es denn tödlich?

Berset: Nur für alte, kranke Menschen.

Keller-Sutter: Das Virus ist also nur tödlich für Menschen, die auch ohne es sterben würden?

Berset: Darum geht es doch nicht. Es geht darum, dass der Bundesrat jetzt Entschlossenheit zeigt.

Keller-Sutter: Wenn das Problem darin besteht, dass sich das Virus ausbreitet, dann müssen wir halt jede weitere Ausbreitung verhindern. Wir müssen die Seuchenherde schliessen.

Berset: Du willst doch nicht etwa die Altersheime schliessen?

Keller-Sutter: Nein. Die Alten sterben vielleicht am Virus, wenn sie infiziert werden, aber sie verbreiten es doch nicht. Die grössten Seuchenherde sind die Kitas. Wenn wir die weitere Ausbreitung der Seuche verhindern wollen, müssen wir die Kitas schliessen.

Berset: Die Kitas schliessen? Bist du verrückt? Davon wären ja dann linke Wähler betroffen. Gibt es keine Seuchenherde, wo man mehr SVP-Wähler antrifft?

Keller-Sutter: Naja, Generalversammlungen von Grosskonzernen, die Eishockey-Playoffs, die Basler Fasnacht, der Zürcher Opernball, der Automobilsalon in Genf...

Berset: Das sind Seuchenherde, die ich gerne schliessen würde!

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Strube Zeiten

An der Bahnhofstrasse schliesst ein Traditionsbetrieb; Kulturveranstalter und Gastronomen trotzen dem Coronavirus.

Von *Hildegard Schwaninger*

Das war wohl die schwerste Entscheidung ihres Lebens: **Anja Essellier**, Chefin des Pelzhauses A.C. Bang, schliesst das Geschäft an der Nobeladresse Bahnhofstrasse 1. Die studierte Kunsthistorikerin, Kauffrau mit Leib und Seele, führte das Geschäft (Besitzer ist die Kunstsammlerfamilie **Werner Merzbacher**) seit 1974. Das ursprünglich dänische Pelzhaus ist Garant für Pelze höchster Qualität. Doch die Branche ist seit Jahren gebeutelt. Anja Essellier versuchte seit langem, ihre Nobelboutique zu retten, indem sie hochwertige Cashmere-Artikel und Lederwaren ins Sortiment nahm. Doch, wie Essellier sagt, «die Situation der Modebranche wurde immer schwieriger, ausserdem sind wir beide, Herr Merzbacher und ich, nicht mehr jung und nicht mehr gesund.» Das gesamte Sortiment wird liquidiert, und auch die Dienstleistungen (wie Schneiderei und Pelzaufbewahrung im Sommer) werden aufgehoben. Ende August ist Schluss. Wer dann in die Geschäftsräume vis-à-vis des Hotels «Baur au Lac» einzieht, ist ungewiss.

Das Coronavirus hält uns alle in Atem, die Nachrichtenlage ist trüb, und auch das Wetter macht einen Strich durch die Rechnung, trotzdem will man sich nicht alles verderben lassen: Also, am besten, man geht ins Theater! (Wobei auch da die bekannten Probleme mit der 1000-Personen-Grenze sind.) Das Theater Rigiblick jedenfalls – gut, es hat nur 160 Plätze

– war knallvoll, als letzte Woche **Graziella Rossi** auftrat, in der Rolle der **Maria Callas**, mit ihrem Dauerbrenner «Meisterklasse». **Daniel Rohr**, der Leiter des Theaters, durfte – neben seiner Lebensgefährtin **Hanna Scheuring**, Chefin des Bernhard-Theaters – den Mediziner **Paul Hahnloser** und Kunsthistorikerin **Margrit Hahnloser** begrüßen (die Sammlung seiner Eltern **Arthur** und **Hedy Hahnloser** wird zurzeit in der Wiener Albertina gezeigt), die Sängerin **Christina Jaccard**, Rechtsprofessor **Peter Nobel**, *Persönlich*-Herausgeber **Matthias Ackeret**, Musiker **Daniel Fueter** mit seiner Frau, der Pianistin **Eriko Kagawa**. Der Trägerverein des Theaters Rigiblick, eine eingeschworene Gesellschaft treuer Theaterfreunde, sorgte dafür, dass es nach der Premiere noch eine Premierenfeier gab, mit einem Buffet, an dem man sich grosszügig bedienen durfte.

«Meisterklasse» ist ein Stück des amerikanischen Autors **Terrence McNally**, welches die letzten Jahre der grossen **Maria Callas** thematisiert, als die Diva an der Juilliard School in New York junge Sängerinnen und Sänger unterrichtete. Musik von Bellini, Puccini und Verdi macht den Abend zu einem lukullischen Ohrenschmaus. Die Produktion mit **Graziella Rossi** als despotisch-egomaner *diva assoluta* wurde vor zwölf Jahren erstmals im Theater Rigiblick gezeigt, in gleicher Besetzung. Inszeniert von **Klaus Henner Russius**, der auch als Hausmeister auf der Bühne agiert. Schauspieler und Pia-



Fast verliebt

Frauenliebe

Von *Claudia Schumacher*

Sie haben Lisa überlebt. «Aber es ist immer noch komisch mit Dirk», sagt Nora und beobachtet ihr Kind, das auf dem Lauftrad durch die kalte Stadt braust. Dirk

ist **Noras Mann**, und er hat eine verdammt schwere Zeit hinter sich: weil seine Frau sich in **Lisa** verliebte.

Was ist los mit Frauen mittleren Alters, die sich plötzlich in eine andere Frau verlieben? Natürlich entdecken manche erst spät im Leben, dass sie Frauen genauso anziehend oder anziehender finden als Männer. Aber es gibt auch Frauen, die sich exakt ein einziges Mal auf eine Frau einlassen. Turbulent und mit allen Verrücktheiten des Verliebtseins. Danach aber sind sie wieder ausschliesslich mit Männern zusammen. **Nora** sagt, nach einer Weile habe sie **Dirk**, ihren Mann, so sehr vermisst, dass sie bereit war, auf **Lisa** zu verzichten. Aber jetzt vermisst sie **Lisa**: «Ich dachte zuerst, es sei was Sexuelles. Aber mir fehlt vor allem **Lisas** Liebe. Ich bin noch nie so geliebt worden.»

Das Ganze begann im Pilates-Kurs. **Lisa** liebte **Nora** zum Duschen ein Handtuch. Spontane



Schwere Entscheidung: Unternehmerin Essellier.



«Meisterklasse»: Sängerin Rossi.



«Montagsente»: Michael und Vater Fritz Wehrli.

nist **Helmut Vogel**, Graziella Rossis Lebenspartner, spielt Klavier, es singen **Anna Aki**, **Olga Kharchenko**, **Daniel Camille Bentz**. Irgendetwas macht Daniel Rohr richtig. Sein Theater ist immer ausverkauft, während andere Sprechbühnen verzweifelt um Besucher kämpfen.

Auch **Fritz Wehrli**, Hausherr in der Mühle Tiefenbrunnen, hat beschlossen, dass man sich in diesen struben Zeiten nicht jeden Spass verderben lassen soll. Er hat das Zepter ja seinem Sohn **Michael Wehrli** übergeben, doch er lässt es sich nicht nehmen, höchstselbst das Bier zu zapfen, wenn «Montagsente» ist: Jeden ersten Montag im Monat fröhliches Get-together in der Bar der «Blauen Ente», wo es Bier, Wein, Fleischkäse, Weisswürste et cetera gibt und jedermann willkommen ist (die Preise sind akzeptabel). Sollen wir, oder sollen wir nicht?, fragte sich Fritz Wehrli angesichts des Coronavirus-Problems und konsultierte gleich drei Ärzte. Unter ihnen Medizinprofessor **Christoph Berger**, Leiter Infektologie und Spitalhygiene am Universitäts-Kinderspital in Zürich, der – mit Hinweis auf Eigenverantwortung – sagte: ja. Also verschickte Wehrli wie immer aufmunternde E-Mails, um an seine «Montagsente» zu erinnern. Aber mit Verhaltensregeln. Er bat die potenziellen Gäste um «soziale Distanzierung». «Nicht küssen, nicht umarmen.» Und: «Wer in den letzten Monaten die laut Bundesrat betroffenen Gebiete besucht hat, sollte zu Hause bleiben.» Die Gäste waren so froh, dass (bei all den abgesagten Veranstaltungen) noch irgendetwas los ist, dass sie Fritz Wehrlis «Montagsente» geradezu stürmten.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Sympathie. Sie tranken noch Kaffee. Da fühlte sich Nora von Lisa angezogen und glaubte an Gegenseitigkeit. Sie ging zu Dirk. Sagte, es sei etwas Körperliches – ob sie es ausprobieren dürfe? Und Dirk, der ein schlechtes Gewissen hatte, weil er zu viel arbeitete und Nora an der Kindsaufzucht einzugehen drohte, liess sie nach einigem Zögern gewähren. «Zwei Frauen, das finde ich ja auch ganz heiss», scherzte er zuerst – halb verunsichert. Die Lage war anders, als Nora zwei Monate später heulend mit ihm in der Küche sass und gestand, sich verliebt zu haben.

Studien besagen, lesbische Frauen hätten den befriedigenderen Sex. In Noras Fall war das aber nicht der Knackpunkt. «Ich habe liebend gerne mit Lisa rumgemacht», sagt sie, «aber es hat mich am Anfang Überwindung gekostet, unten alles zu machen.» Sie klingt verlegen. Der Sex scheint für sie keine Offenbarung gewesen zu sein. Was war es also?

Als sich Nora gegen Lisa und für Dirk entschied, gingen die beiden in Paartherapie. Heraus kam, dass Nora eine schlechte Beziehung zu ihrer Mutter hatte. Dass sie als Kind früh erwachsen werden musste. Als sie selber Mutter wurde, stürzte sie sich mit vollem Elan in die Rolle der fürsorglichen Mutter, während sich Dirk nur zu gern in die Rolle des dritten Kindes begab. Mit der Zeit fühlte sie sich ausgesaugt wie ein Vampiropfer. Dann kam Lisa.

«Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich bedingungslos, umarmend und vollumfänglich geliebt worden», so Nora. «Diese mütterliche Wärme floss zum ersten Mal nicht nur von mir ab. Es war das schönste Gefühl überhaupt.» So ist das ja manchmal: Man glaubt, jemanden zu lieben. Und dann hat es am Ende wenig mit der anderen Person zu tun. Und alles mit einem selbst.



Unten durch Gazelle

Von **Linus Reichlin**

Meine Augen werden immer schlechter. Überall liegen die Scheiss-Lesebrillen herum. Ich kaufe sie mir im Kilobeutel und verstreue sie morgens wahllos in der Wohnung wie ein Sämann sein Korn. Wenn ich eine brauche, bücke ich mich einfach. Das ist viel bequemer, als wenn man nur eine Lesebrille hat, deren Hauptzweck darin besteht, dass man sie vor Gebrauch jedes Mal sucht. In jedem meiner Zimmer liegen Brillen mit einer anderen Stärke, die Boliden sind die 4,0-Dioptrien-Brillen im Badezimmer. Morgens ist meine Altersweitsichtigkeit immer besonders ausgeprägt, und wenn ich mir auf der Toilette in einem *Playboy*-Heftchen die Brustspitzen von Veronika Klimovits anschauen will, funktioniert das nur durch die dicken Gläser der 4,0-Brille. Ohne Brille würden die Brustspitzen für mich aussehen wie Mallorca und Menorca, gesehen aus einem Flugzeugfenster bei einem Anflug an einem bewölkten Tag. Ich werde nie wieder ohne Brille eine Frau in der höchsten Auflösung sehen – von blossem Auge betrachtet, besitzen sie für mich alle nur noch die schlechte optische Qualität der Menschen, die man auf Google Earth geisterhaft durch die Strassen fremder Länder gehen sieht. Wenn meine Freundin mich verführen will, muss sie mir zuerst eine der 2,5-Dioptrien-Brillen aufsetzen, die im Schlafzimmer herumliegen, andernfalls rührt sich bei mir beim verschwommenen Anblick ihrer scharfen Dessous absolut gar nichts, auch nicht in der Fantasie, denn inzwischen sehe ich sogar die hübschen Frauen in meinem Kopf unscharf. Umso mehr natürlich Nahrungsmittel.

Nichts von dem, was ich auf dem Teller habe, sehe ich ohne Brille anders als breiig. Die Kreationen von Sterneköchen, kunstvoll mit Kaviartröpfchen und Goldblättchen dekoriert, sehen für mich aus wie das Gewölle, das Katzen auf den Teppich würgen. In meiner Küche liegen links vom Kühlschrank die 1,5-Dioptrien-Brillen für das Kochen aus grosser Distanz, also wenn ich meiner Freundin dabei zuschaue. Rechts davon liegen die 2,5-Brillen, die ich beim Selberkochen aufsetze, wenn ich verhindern will, dass ich beim Aufschneiden der Pizza-

>>> Fortsetzung auf Seite 64

packung meinen Unterarm eröffne, wie die Chirurgen das nennen. Für den Altersweitsichtigen verschwimmen Lebendes und Totes zu einem einzigen Schatten der Bedeutungslosigkeit. Einmal hob ich in der Küche etwas vom Boden auf, das für mich ohne Brille aussah wie ein Brotkrümel, doch es war eine Biene voller Lebenskraft. Ebenso hielt ich vor kurzem in einem japanischen Restaurant das Grüne auf dem Lachs-Sashimi für eine fernöstliche Gemüsebeilage, die ich mit einem Bissen verschluckte, doch es war ein wallnussgrosser Brocken Wasabi extra scharf. So viele Brillen man nämlich zu Hause auch besitzt, unterwegs hat man immer nur eine dabei, die man im Auto vergisst oder in der Handtasche nicht findet, weil man für unterwegs clevererweise eine ganz leichte, zusammenklappbare Lesebrille gekauft hat, die man aber ohne Brille im Gewühl seiner Umhängetasche gar nicht erkennen kann.

Man könnte sich natürlich für eine Gleitsicht-Brille entscheiden, die man permanent im Gesicht trägt wie der Löwe seine Fangzähne: Er hat sie auch permanent dabei, damit er sie nicht jedes Mal zuerst im Savannengras suchen muss, bevor er sich auf eine Gazelle stürzt. Aber der Kauf einer Permanent-Brille ist für einen Altersweitsichtigen etwa so, als würde er sich beim Bestatter schon mal die ersten zwei Bretter für den Eichenholzsarg kaufen. Das nennt man Resignation, davor müssen wir uns hüten! Man darf vor dem körperlichen Zerfall nicht kapitulieren. Das ewige Leben muss bis zuletzt das Ziel sein, für das man bis zum letzten Zipfelchen des Sehnervs kämpft! Dafür steht die Lesebrille: Für die Überzeugung, dass es eigentlich auch noch ohne Brille geht.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Finessen der Kammermusik

Von Peter Rüedi

Weingenuß ist eine subjektive Angelegenheit. Zum Glück. Jeder macht sich den eigenen Reim auf das, was im Glas steht. So sind Bewertungen und Punkteskalen, die ja den Anspruch auf Objektivität erheben, immer *cum grano salis* zu lesen, mit einer Spur Skepsis. Auch Blinddegustationen, die in der Regel als eine Garantie für vorurteilslos gerechte Beurteilung von Weinen gelten, ändern daran nichts. Da spielt die Abfolge der Tests meist eine grössere Rolle, als die Resultate vermuten lassen. Viele Degustationen, die in der Folge des berühmten «Judgment of Paris» von 1976 Weine aus Übersee mit französischen Ikonen konfrontierten (fast immer zum Nachteil der Letzteren), liessen ausser Acht, dass sie Weine mit kurzer Reifezeit mit solchen verglichen, die mehr Zeit brauchen, bis sie trinkfertig sind. Sie verglichen Äpfel mit Birnen. All dies meint nur, es gebe Weine, die von ihrer Charakteristik her in einer breitangelegten blinden Vergleichsdegustation a priori chancenlos wären, weil genau ihre Qualitäten wie Finesse, Subtilität, Ambiva-

lenz und Vielschichtigkeit, die kammermusikalischen Nuancen, in der Nachbarschaft der grossen Tenöre erschlagen werden.

Der Blaufränkisch Leithaberg von Birgit Braunstein in Purbach am Neusiedlersee ist ein solcher Fall. Schon die Sorte ist, wie anders die Pinot noir, kein Laut-Sprecher, sondern, wenn wie in diesem Fall mit Sensibilität interpretiert, Ausdruck einer so schwer quantifizierbaren Qualität wie «Terroir», etwas, was kaum jemand definieren kann und das doch viele spüren. Sie meint nicht nur die geologischen oder pedologischen Voraussetzungen, in diesem Fall die Böden am Leithaberg (Muschelkalk, Schiefer), sondern die grenzüberschreitenden klimatischen Bedingungen der pannonischen Zone mit kalten Wintern, heissen Sommern und langen Herbstern – und, versteht sich, das Handwerk der Winzerin in Rebberg und Keller. Dieser Blaufränkisch wurde mit safteigenen Hefen vergoren und blieb bis zu acht Wochen in Holzgärständen. Dann reifte er während zwanzig Monaten in 500-Liter-Eichenholzfässern, wurde also nicht in kleinen Barriques eingesargt.

So genießt denn, wer gewillt ist, sich auf seine leisere Dynamik einzulassen, zarte Kirschfrucht und rote Waldbeeren, auch etwas Caramel im Abgang, aber kaum ein Übermass von Vanille. Tolle Säure, mineralische Glanzlichter, ein fabelhafter Blaufränkisch, der nicht vorgibt, ein Syrah zu sein, vielmehr, wenn schon, an einen Gamay erinnert, einen Beaujolais vielleicht, allerdings einen sehr guten (mit der Gamay ist die Blaufränkisch übrigens auch in ihrer DNA verwandt). Ein grosses, delikates Vergnügen, von dem gerade mal 2000 Flaschen abgefüllt wurden.

Weingut Birgit Braunstein, Purbach. Blaufränkisch Leithaberg DAC 2015, 12,5%. Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr. 29.–. www.kueferweg.ch



Salz & Pfeffer

Orchard Street, New York

Von David Schnapp

Gastronomie kann eine prägende Kraft sein und ganze Quartiere beleben. Als etwa in Zürich 2003 das Hotel «Greulich» eröffnete, wertete das Haus ein ganzes

Quartier auf. Küchenchef David Martinez war Stadtgespräch, heute findet man in Gehdistanz neue gute Restaurants wie das «Sankt Meinrad» oder die «Metzg».

In New York ging ich kürzlich durch die Orchard Street im unteren Teil Manhattans, wo es zurzeit halbgemütlich wirkt. Die schmale Strasse wurde durch attraktive Gastronomie aufgewertet. Der legendäre jüdische Delikatessenladen «Russ and Daughters» betreibt dort ein Café, dessen Besuch sich alleine schon für den geräucherten Lachs mit Bagel, Frischkäse, Kapern und roten Zwiebelringen lohnt.

Schräg gegenüber haben Jeremiah Stone und Fabián von Hauske vor rund sieben Jahren das «Contra» aufgemacht. Serviert wird ein *tasting menu* zum attraktiven Preis von 89 Dollar. Eine ambitionierte, ausgezeichnete New Yorker Küche, so wie sie die beiden Köche verstehen: cremiger hausgemachter Tofu, mit Ahornsirup und Dashi abgeschmeckt, rehydrierter Sellerie

mit Tintenfisch und Wakame-Algenpulver oder in Randensaft marinierter Kabeljau mit bitter-süßem Radicchio.

Nur eine Türe weiter tritt man in das zweite Lokal der beiden Köche – gewissermassen der jüngere, wildere Bruder des «Contra». Im «Wildair» trinkt man Naturweine und isst modernen Bar-Food, der grossartig schmeckt: Rösti mit Seeigel und Jalapeño-Marmelade oder Toast mit gebeiztem Speck und eingelegter Ananas.

Schliesslich wertet «Una Pizza Napoletana» die Orchard Street auf, laut *New York Times* macht Anthony Mangieri dort eine der besten Pizzas der Stadt. Beteiligt an seinem Lokal sind auch Mr. Stone und Mr. von Hauske, welche mit den Mitteln der Küche eine ganze Strasse zu einem besseren Ort gemacht haben.

Contra, 138 Orchard St, New York. Contranyc.com. Sonntags und montags geschlossen

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

Schiff oder Kombi?

Der neue Audi S4 hat einen kräftigen Dieselmotor und einen speziellen Klang. Von David Schnapp

Eine unbequeme Wahrheit ist, dass die modernen Diesellaggregate ein sehr gutes Instrument sind, um den Treibstoffverbrauch von Verbrennungsmotoren auf breiter Front zu senken. Denn so faszinierend und attraktiv Autos mit Batterien und Elektroantrieb sein mögen, es ist aus verschiedenen Gründen unwahrscheinlich, dass dies in den nächsten zehn, zwanzig Jahren die bevorzugte Technologie sein wird, um individuelle Mobilität zu garantieren.

Es ist deshalb sinnvoll, dass insbesondere deutsche Automobilhersteller den Dieselmotor immer noch etwas besser und vor allem sauberer machen. Gerade Audi hatte da etwas auszubessern, wie man weiss. Das Resultat sind sportliche Autos wie der S4, der in Europa nicht mehr mit Benzin-, sondern mit einem V6-Turbodiesel-Motor im Programm steht. Der Vorteil liegt auf der Hand: Das vergleichbare Leistungsspektrum erreicht man mit der Selbstzündertechnologie mit einem deutlich tieferen Verbrauch.

Audi kombiniert den Turbodiesel mit einem 48-Volt-Hauptbordnetz – ein sogenanntes Mild-Hybrid-System. Immerhin 374 PS und maximal 700 Nm Drehmoment leistet der neue Audi S4 Avant dadurch, der Verbrauch pendelt sich in meinem Test bei vorteilhaften 6,9 Litern ein; das ist unwesentlich mehr, als die Angabe auf der Energieetikette verspricht. Die geltenden Abgasvorschriften der Norm Euro 6d-Temp werden dabei sogar noch unterschritten.

Geschmeidige Ruhe

Nur eine Sache irritiert den audiosensiblen Fahrer: Den Insassen des Audi S4 Avant wird über das Audiosystem dezent ein Motorensound eingespielt, der mal an einen blubbernden Schiffsmotor, mal an einen «Big Block», die grossen V8-Motoren aus Amerika, erinnert. Der Sinn dieser Massnahme hat sich mir nicht ganz erschlossen, aber möglicherweise gibt es Fahrer, die an dieser Klangemulation Gefallen finden.

Der S4 ist Audi-typisch von schnörkelloser Eleganz, das Interieur wirkt sachlich-edel, und die Vernetzung mit der Welt ist auf vielen Kanälen möglich. So ist ein Notrufsystem standardmässig eingebaut, und das Smartphone lässt sich fast nahtlos in das Infotainment-System des Autos einbinden. Audi-Kunden können jetzt auch gewisse Funktionen erst nach dem Kauf abonnieren und freischalten lassen, das Auto wird immer mehr zum «Smart Device».

Ich habe mich allerdings ganz auf das Fahren konzentriert, und das kann der S4 ziemlich gut. Ruhig und geschmeidig beschleunigt der Dieselmotor den Kombi. Und obwohl das Aggregat einen Sekundenbruchteil braucht, bis seine volle Leistung da ist, vergehen nur 4,5 Sekunden, bis aus dem Stand 100 km/h erreicht sind. So viel Sportlichkeit muss sein, aber am besten hat mir der Audi S4 gefallen, wenn wir entspannt die Autobahnen des Landes entlangecruist sind. Denn trotz dem Herz eines Sprinters ist dieses Auto im Grunde genommen ein Langstreckenspezialist.

Audi S4 Avant Quattro

Motor: 6-Zylinder TDI Diesel, Allradantrieb; Hubraum: 2967 ccm, Leistung: 349 PS/257 kW; max. Drehmoment: 700 Nm bei 2500–3100 U/min; Beschleunigung 0–100 km/h: 5,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Verbrauch: 6,5 l/100 km; Preis: Fr. 82.100.–, Testwagen: Fr. 104.187.–



Tamaras Welt

Frauen und ihr Geburtsmakel

Aus der Serie «Das Leben ist ungerecht für die Frau» kommt die nächste Folge: Menstruation bedeutet finanzielle Bestrafung. Darum gibt's jetzt gratis Tampons für alle.

Der Jubel war gross, als vergangene Woche bekannt wurde, dass Schottland – als erstes Land der Welt – Tampons und Binden für Frauen gratis zur Verfügung stellt. Wie die BBC berichtet, werden die Menstruationsprodukte an öffentlichen Orten wie Apotheken oder Gemeindezentren kostenlos erhältlich sein. Das entsprechende Gesetz, das jährlich etwa 24 Millionen Pfund kosten soll, wurde jüngst verabschiedet. Die Fürsprecherinnen haben argumentiert, dass es «finanzielle Bestrafung» sei und fehlende Gleichberechtigung, wenn Frauen wegen einer natürlichen Körperfunktion mehr bezahlen müssten. Das Wort «unfair» kam ein paarmal vor. Unfair. Unfair. Unfair.

Auch in der Schweiz fordern SP-Frauen, Tampons und Binden an Schulen und Universitäten kostenlos abzugeben. Nach dem Schottland-Entscheid sind wir wohl nur Momente davon entfernt, dass eine ermutigte Tamara Funicello die nächste Motion einreicht, die auch die Gratisabgabe von Produkten wie Antibabypille, Badekugeln und Essiggurken an Frauen verlangt.

Hierzulande plant der Bundesrat eine Senkung des Mehrwertsteuersatzes für Damenhygieneartikel von 7,7 auf 2,5 Prozent, was ich für begrüssenswert halte. Ich sehe nicht ein, wieso man etwa auf Kaviar oder Schnittblumen weniger Mehrwertsteuer zahlen muss als auf Basisartikel wie Binden. Nur, damit öffnet man natürlich die Fragebüchse der Pandora: Wieso würde dann Seife höher besteuert als Tampons? Wann verbilligt man Windeln? Warum finanziert der Staat eigentlich nicht das WC-Papier? Da hätten wenigstens alle etwas davon.

Ich halte es für richtig, dass man Frauen mit einem sehr tiefen Einkommen, die sich keine Tampons und Binden leisten können, mit deren Abgabe unterstützt. (Allerdings müsste

man dann davon ausgehen, dass diese Frauen sich auch keine Dinge wie Zigaretten oder Alkohol kaufen.) Eine Packung Tampons kostet etwa 5, Binden kosten 8 Franken, macht aufs Jahr gerechnet zwischen 200 und 400 Franken, es ist bei jeder Frau ein bisschen anders. Die Gratisaktion für alle jedoch ist höchst fragwürdig. Denn «gratis» heisst ja nichts anderes, als dass nicht der Endverbraucher die Produkte bezahlt, sondern die Allgemeinheit. Dumm gelaufen also für den Elektriker, der knapp bei Kasse ist, mit seinem Steuergeld aber die Hygieneartikel der erfolgreichen Staatsanwältin berappen muss.

In ihrer fortwährenden Fixierung auf Nachteile im Leben und dem unbändigen Drang, sich unfair behandelt zu fühlen, liegen die Frauen auch hier wieder einmal falsch: Wenn nur eine Bevölkerungsgruppe ein Produkt benötigt, ist das weder Diskriminierung noch «finanzielle Bestrafung». Die Logik ist etwa so absurd, wie wenn Männer eine Entschädigung vom Staat fordern würden, weil sie sich aufgrund ihres (nachweislich) höheren Kalorienbedarfs benachteiligt fühlen. Ausserdem müssten dann ja auch Käufer von Brillen und Schuheinlagen als diskriminiert gelten – und diese Produkte kostenlos erhalten. So hat übrigens auch der Bundesrat 2017 argumentiert, als er damals noch die Motion der SP für einen reduzierten Mehrwertsteuersatz bei Damenhygieneartikeln ablehnte: «Es liegt auch keine Diskriminierung vor, wenn nur ein Teil der Bevölkerung solche Produkte benötigt.»

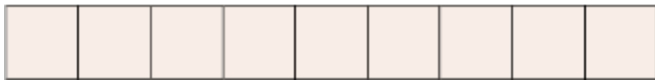
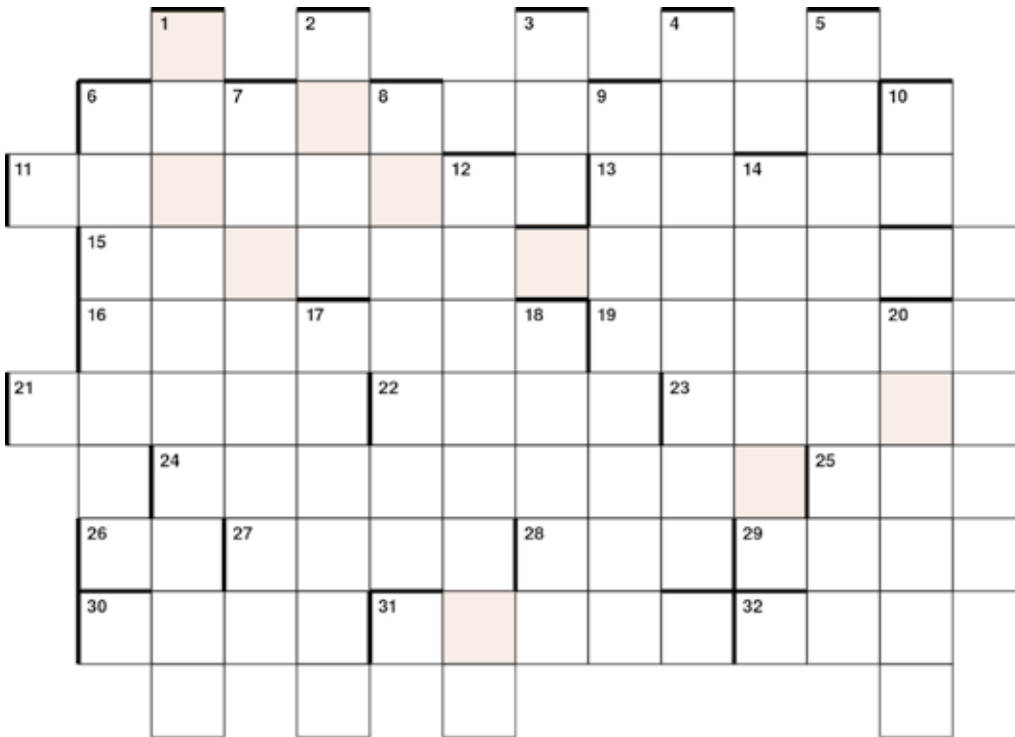
Die Argumentation ist richtig – dass man den Mehrwertsteuersatz nun etwas anzupassen plant, widerspricht der Aussage nicht. Menschen in einer prekären finanziellen Lage, die Produkte wegen ihrer «natürlichen Körper-

funktion» benötigen, gibt es zum Beispiel oft unter Senioren. Warum soll diese Gruppe nicht auch das Recht auf unentgeltliche Hygieneartikel wie Inkontinenzhosen oder Urinbeutel haben, Produkte, die längst nicht immer von der Krankenkasse gedeckt sind? Männerrechtler wiederum finden, dass so gesehen auch Rasierklingen fürs Gesicht vom Staat finanziert werden müssten. Natürlich kann man da einwenden, dass man die Wahl hat, sich nicht zu rasieren, wo hingegen Binden zwingend notwendig sind. Nur hängt Rasur nicht immer von Ästhetik ab; bei vielen Jobs ist Rasur Pflicht, es arbeitet nicht jeder in einer Hipster-Bude. Gewiss, das Beispiel passt nicht eins zu eins zu Menstruation, und diese Vergleiche sind ja auch grotesk, aber sie offenbaren die Willkür, mit der Forderungen gestellt werden – und dieser Willkür unterliegt auch die staatliche Tamponfinanzierung in Schottland.

Man muss sich ja auch fragen, warum etwa Senioren mit ihren Anliegen grundsätzlich auf viel weniger Gehör stossen. Die Antwort ist wohl einfach: Sie haben keine so starke Lobby wie die Gruppe der Frauen. Darum verleitet die Gratisaktion auch zu der These, dass die Zuwendung der Wohlstandsgesellschaft vermehrt auf die Ansprüche der Damenwelt fokussiert – und sie zu den Hauptleidtragenden eines ungerechten Lebens erklärt. Der Tweet von Dominic Wyler von den «Jungen Grünliberalen beider Basel» zu Schottland trifft es gut: «Damit wird impliziert, dass Frau aufgrund ihres Geschlechts Unterstützung benötigt. Dies steht im krassen Widerspruch zum gewünschten Effekt der Gleichstellung.»

Dem femininen Vorsatz haftet ein Anspruchsdenken an: Die Welt schuldet mir etwas, weil ich eine Frau bin – geboren mit diversen evolutionären Startnachteilen. Solange Frauen sich selbst in dieser Rolle wahrnehmen, sind sie von Gleichstellung tatsächlich noch Lichtjahre entfernt.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Darauf steht die Philosophiefakultät.

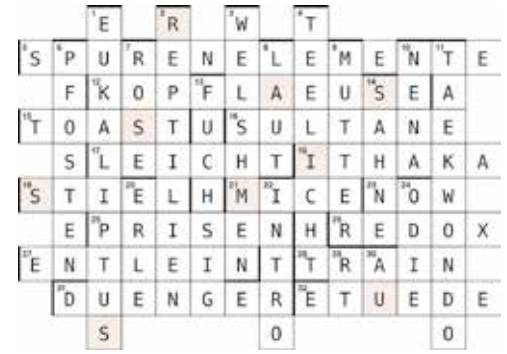
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht: **6** Hindert den Barbier, der ausschliesslich all jene rasiert, die sich nicht selbst rasieren, daran, sich selbst zu rasieren. **11** Rückzugsörtchen, im Nachhall mit Redeschwall. **13** Ist die Annahme so, geht man darin nicht richtig, sondern liegt falsch. **15** Erteilt unter anderem Auskünfte über das Ausweisen von Einkünften. **16** Dem krampfhaften Befunde liegt eine Infektion der Wunde zugrunde. **19** Die Elisabeth Amalie Eugenie beging ihre letzte Promenade am Genferseegestade. **21** Hinz ohne Kunz ennet des Röstigrabens. **22** Für Businessmen business as usual, lexikal beinahe optimal. **23** Lassen Macher sprechen, wenn Sprechen nicht reicht. **24** Motiviert statt kommandiert – in «codiert in» codiert – idealerweise ihre employés. **25** Wer bei «Mit GNU wird Linux dazu.» nur Antilope versteht, dem hilft vielleicht konkret: auf diese Weise, gedreht. **26** Die salonfähige Variante des schnellen Nümmerchens. **27** Der Stoppel in der bottle. **28** In dieser Seeländer Gemeinde war der Anker verankert. **29** Mit Schluss am Schluss wird die Augenschere zum Fehlurteil. **30** Der dünnere Schenkel der Platzspitzspitze. **31** Eine ist schon viel; doch enthält die sich selbst als Element, dann führt dies zwingend zum absurden Argument (cf. 6 Waagrecht). **32** Der Yankee, Freund der Franzosen.

Senkrecht: **1** Ist bei bei Reibeisen, und zwar nicht bloss dabei wie bei dabei. **2** Aus dem Andenland kommt Familie Browns Lieblingsbär her. **3** Oberbegriff für einen wie den Oberkong im O-Ton. **4** Maisfladenröhrchen (Mz.) à la Langöhrchen. **5** Etwa ein Twittergewitter mit Hashtagagel. **6** Staubiges Paraderollenspiel für Herr Wayne und Mister Ostwald. **7** Vermutlich trägt weder Hausbesitzer noch Abwart einen Generalschlüssel dieser Art. **8** Geraten vereinzelt mit ausser, und und Band ausser Kontrolle. **9** Winziger Gigant oder Winzers Weisser. **10** Budgetlogisoption – Führen vom Hörensagen allesamt nach Rom. **12** An ab auslösen, an aus äussern. **14** Fix wie die Katze des Schmidts. **17** Bahn- oder Autobahnfahrers Südportal zum Süden ist dort vor Ort. **18** Das Hochglanzgeflecht, seidig fein, muss nicht unbedingt aus Seide sein. **20** Für den literally fein gekleideten Ordensbruder sitzt der Papst am Ruder.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 656



Waagrecht: **5** SPURENELEMENTE **12** KOPFLAEUSE **15** TOAST **16** SULTAN(in)E **17** LEICHT **18** ITHAKA: griech. Insel oder Heimatinsel des Odysseus **19** STIEL: Anagramm von «Teils» und «Liste» **21** «Of MICE and men» von John Steinbeck **23** NOW: engl. jetzt **25** PRISEN **26** REDOX(reaktion) **27** «Das hässliche ENTLLEIN» von Hans Christian Andersen **28** TRAIN: franz. Zug **31** DUENGER **32** ETUEDE

Senkrecht: **1** EUKALIPTUS **2** REPTILIEN: reptilis = lat. kriechend **3** WELSHMEN: engl. Waliser **4** TEELICHT **6** (Voll)PFOSTEN **7** ROSE **8** LAUT **9** MUTTER **10** NENA **11** TAEKWONDO: aus sinokorean. Tae (trampeln), Kwon (Faust) und Do (Pfad) **13** FUCHSIG **14** Die SAHNE abschöpfen = das Beste für sich nehmen **20** (Wald) ERLE(bnis-Zentrum) **22** INTRO(duktion): Präfix «hinein» **24** ODIE aus Garfield **29** RT: Russia Today (russ. Auslandsfernseher) **30** AU(!): kurz für Aurum (Gold)

Lösungswort — **RASSISMUS**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



AIR-KING

Die 1945 vorgestellte Air-King zollt den frühen Fluggpionieren Tribut. Mit ihrem klassischen Schriftzug und ihrer gut ablesbaren Minutenskala ist sie auch weiterhin eine Hommage an das Goldene Zeitalter der Luftfahrt. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL AIR-KING

BUCHERER

1888

bucherer.com